DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 14

DM 1.20

Knochensaat



Nr. 14

Knochensaat

Die Dunkelheit brach schlagartig über sie herein.

»Verdammt«, knurrte James Owen. Die Taschenlampe funktionierte nicht mehr.

Aber das machte nichts. Sie hatten vorgesorgt.

Im Nu war die Fackel angezündet. Der blakende Schein tanzte auf den Reliefwänden und den uralten Säulen, die massig und grau wie Elefantenbeine aus dem holprigen, unebenen Boden ragten.

»So geht es wieder.« Seine Stimme hallte dumpf durch den unterirdischen Tempel. Die steinernen Götzen wirkten im Wechselspiel zwischen Licht und Schatten, als wären sie lebendig.

Eine zweite Fackel wurde angebrannt.

Zehn Schritte weiter vorn stand Owens Begleiter, ebenfalls eine Fackel in der Hand.

»Mir gefällt das nicht«, rief Ernest Tragon. Owen sah, wie der Begleiter die Taschenlampe in seiner Hand heftig hin und her schüttelte, als würde sie dadurch wieder zu brennen anfangen.

Es war unheimlich.

Beide Lampen hatten zur gleichen Zeit ausgesetzt.

Hing das mit dem Fluch zusammen, der angeblich über diesem seltsamen Ort lag?

Ein Vermögen war hier zu holen, wenn man den Erzählungen der Seeleute glaubte, die James Owen auf seinen langen Reisen kennengelernt hatte. Ein Goldschatz von unvorstellbaren Ausmaßen sei hier in diesem Urwaldtempel zu finden, den sie mit Mühe und Not gefunden hatten, vom Dschungel überwachsen und aussehend wie ein grüner Hügel.

Owen sah sich die ungeheuerlichen Fabelwesen und Götzen genauer an. Er sah gewaltige Menschenmassen vor verschnörkelten Tempeln stehen. Priester standen vor dampfenden Opferschalen. In langen Reihen folgten die Opfer hintereinander, junge Männer und Mädchen, die auf der freien, allen zugänglichen Plattform hingeschlachtet wurden.

Die Reliefs an den Wänden und Säulen waren frisch und fehlerlos, nichts fehlte. Es sah aus, als wären sie erst gestern fertiggestellt worden.

Owen strich lautlos wie ein Schatten zwischen den Säulen umher. Die Zeugnisse eines längst erloschenen Volkes faszinierten ihn.

Hier in diesem unterirdischen Tempel, in dem der Staub der Jahrhunderte lag, den der Urwald überwuchert hatte, schien die Vergangenheit auf seltsame Weise zu leben. Hier hatten Menschen gelitten, hier waren sie gestorben, auf grausame Weise, hier hatten sie geschrien und…

»Jaaaamesss!«

Der Schrei schlug wie eine Peitsche an sein Gehör. James Owen

löste sich aus dem momentanen Bann, der ihn gefangenhielt.

»Ernest?« fragte er leise und begann zu laufen, als er keine Antwort erhielt.

Er kam um die Säulen herum und lief an jene Stelle, wo Ernest Tragon eben noch gestanden hatte – und prallte zurück.

Im Boden war ein großer, schwarzer Schacht. Eine Falltür!

Die Fackel in seiner Hand zitterte, und der Widerschein des offenen Feuers tanzte auf den grauen Wänden.

Er schluckte.

Narrte ihn ein Spuk, spielten seine überreizten Nerven ihm einen Streich – oder war es Wirklichkeit, daß die Figuren auf der Reliefwand sich bewegten, daß die Gesichter sich verzogen und die Augen der schrecklichen, menschenmordenden Priester zu glühen anfingen, als würden sich in ihnen alle Feuer der Hölle entfachen?

James Owen stöhnte leise. Sein graues, verstaubtes Gesicht zuckte.

Er ging in die Hocke, riß sich mit Gewalt los von den unheimlichen Bildern und starrte in die Tiefe des Schachts, in dem Ernest Tragon verschwunden war.

Kein Laut mehr von da unten…

Wie tief ging es abwärts? Hatte Tragon das Loch im Boden nicht bemerkt, war gestürzt und hatte sich das Genick gebrochen?

Owen richtete die Fackel nach unten.

Er mußte die Augen schließen.

Es glänzte, als wäre dort unten ein Berg von Gold, der…

Gold!

Sie hatten den Schatz gefunden!

Er riß die Augen auf, aber dann sah er, wie dieses Gold sich bewegte.

Bräunhäutige grazile Menschen mit Goldhelmen und goldenen Rüstungen wimmelten da unten wie ein Ameisenheer herum.

Auf einem goldenen Altar lag Ernest Tragon. Der Begleiter war nackt. Die Goldgekleideten hatten ihm die Kleider vom Körper gerissen. Ernest Tragon lebte. Seine weitaufgerissenen Augen waren auf den nach unten starrenden Owen gerichtet.

Aber kein Laut kam über die Lippen des Mannes, der in die Hände der Geheimnisvollen gefallen war. Tragon war vor Schreck gelähmt.

Eine grauenhafte Vision spielte sich vor den Augen des Betrachters ab. Es ging alles rasend schnell.

Ein Messer blitzte auf.

Es war ein Messer aus purem Gold, und mit einem einzigen Schnitt öffnete der Priester den Brustkorb des Gefangenen.

Wie Gedankenfetzen folgten die Bilder aufeinander.

James Owen schrie gellend auf.

Blut… Urwald… Gefahren und Entbehrungen.

Tagelang irrte er durch den Dschungel. Seine Erinnerung litt unter dem Erlebten und den Strapazen, und er wußte manchmal nicht, ob er alles nur geträumt hatte, ob dies alles nicht zu dem Traum gehörte, aus dem er einfach nicht aufwachte.

Vielleicht war auch die Begegnung mit Ernest Tragon nur ein Teil dieses Traums?

Er irrte wochenlang umher und übernachtete in Dörfern und am Rand zivilisationsferner Ortschaften.

Er magerte ab, und in seinen Augen stand ein Ausdruck, der erschreckte.

Manchmal mußte er an den Tempel der Azteken denken, den sagenhaften Goldschatz, den es angeblich dort gab.

Aber der Tempel war mit einem Fluch beladen. So etwas gab es wirklich.

Er hatte es am eigenen Leib verspürt. Tragon hatte es erwischt, und er, Owen, war noch mal davongekommen.

Aber um welchen Preis!

Er sollte es erst viel später erkennen, als er wieder in Europa war und nach Southampton zurückkehrte.

Die kleine Dorothy Aigens sollte die erste sein, die ihm begegnete…

*

Das Mädchen war acht Jahre alt.

Die blonden Zöpfe standen ihr gut zu Gesicht. Dorothy war aufgeweckt und fröhlich, fürchtete nichts und niemanden, und die Selbständigkeit, über die sie in ihrem Alter verfügte, war beachtenswert.

Dorothys Mutter war schon immer der Meinung gewesen, daß gerade in einer so hektischen Stadt wie Southampton ein Kind frühzeitig mit allem vertraut werden mußte, um eine Gefahr richtig einzuschätzen. Ob dies nun im Straßenverkehr der Fall war oder in der Begegnung mit Fremden.

Dorothy Aigens war sich ihrer kleinen Persönlichkeit bereits voll bewußt, und ihre Selbstsicherheit und ihr Selbstbewußtsein waren so ausgeprägt, daß dies zu Hause und unterwegs nicht nur von Vorteil, sondern auch zu einer Plage geworden war.

Dorothy setzte sich gegen Vater und Mutter durch, und es fehlte nur noch, daß sie den Ablauf des Tagesprogramms bestimmte und angab, wer wann zu Bett mußte.

Mrs. Aigens stand mit ihrer Tochter an der Bushaltestelle. Nicht weit entfernt lag der Hafen. Unruhig rauschte das Meer. Der Wind, der herüberwehte, trug fremdartige, nicht gerade appetitliche Gerüche

und unzählige Geräusche heran.

An der Haltestelle standen um diese Zeit nur wenige Menschen.

Elena Aigens kam normalerweise mit dem Wagen in diese Gegend. Doch das Auto hatte eine Panne und war zur Reparatur abgeschleppt worden. Erst in zwei oder drei Tagen konnte die Besitzerin wieder damit rechnen. Solange mußte sie den Bus benutzen. Ihr Mann arbeitete im Hafen als Leiter einer Bautruppe. Eine Terminarbeit war dringend zu erledigen. Das Schiff, das die am Hafen vorgefertigten Bauteile aufnehmen sollte, traf in genau fünf Tagen ein.

Der Bautrupp war in Verzug geraten. Jede Minute war kostbar.

Die Männer arbeiteten Tag und Nacht, um die verlorene Zeit aufzuholen. Die Mittagspausen wurden gekürzt, und es gab Sonderprämien. Die Elemente mußten fertig sein, wenn das Schiff eintraf. Jeder Tag, den der Dampfer länger in Southampton lag, kostete viel Geld. Und das ging laut Vertrag auf Kosten der Baufirma.

Elena Aigens stutzte plötzlich. Ihr fiel etwas ein.

Sie hatte vergessen, einen Cremekuchen zu besorgen. Um drei hatten sich unerwartet Gäste angesagt. Daran hatte sie in der allgemeinen Aufregung nicht mehr gedacht. Sie war noch nicht daran gewöhnt, regelmäßig hierherzukommen und ihrem Mann das Essen zu bringen. George konnte man nicht zumuten, bis ans andere Ende der Stadt zu fahren, um im Kreis seiner Familie das Essen einzunehmen. Dazu war die Zeit zu knapp. Unzumutbar war aber auch, daß er sich in einem Gasthaus verköstigte, denn George Aigens mußte streng Diät leben und eine spezielle Mahlzeit zu sich nehmen.

»Ich muß noch mal rüber in das Geschäft, Dory«, sagte Elena Aigens und warf, einen Blick auf ihre Uhr. Es war Zeit genug, der Bus kam noch lange nicht.

»Warum, Mummy?«

»Uncle Fred und Aunt Marie kommen. Ich muß noch Kuchen besorgen. Bis wir zu Hause sind, haben die Läden geschlossen.«

Genau der Haltestelle gegenüber war ein kleiner Supermarkt, und die Bäckerei befand sich gleich unten.

»Darf ich ihn holen, Mummy?«

»Ich mach' das schnell. Warte hier auf mich!«

»Aber ich möchte den Kuchen einkaufen, ich bin sofort wieder da. Uncle Fred und Aunt Marie mögen gern Cremekuchen, den mit der Schokoladenfüllung.«

Dorothy wußte genau Bescheid.

»Ja, richtig.« Elena Aigens nahm die Geldbörse aus der Tasche und eine Pfundnote heraus. Es hatte keinen Sinn, mit Dorothy lange zu streiten. Außerdem, warum sollte sie den Kuchen nicht holen?

»Gut, dann hole du ihn. Aber paß' auf, wenn du über die Straße gehst!«

»Aber Mummy! Ich richte mich nach der Ampel. Da brauchst du keine Angst zu haben.«

Sie nahm die Geldbörse und überquerte die Fahrbahn.

Elena Aigens beobachtete ihre Tochter, wie sie in den Supermarkt ging. An der Tür bemerkte sie einen heruntergekommenen Mann, der sich umständlich eine Zigarette anzündete. Seine Kleidung war vernachlässigt. Wahrscheinlich handelte es sich um einen Bettler. Sie machte sich keine weiteren Gedanken über ihn.

*

Dorothy steuerte ihr Ziel an. Am Stand für Backwaren ging es ruhig zu. Sie holte ihren Cremekuchen, rechnete den herausgegebenen Betrag nach und lief dann wieder zur Tür.

Der Hagere mit der zerschlissenen Kleidung und dem Schlapphut kam gerade von der anderen Seite durch die Tür.

»Na, komm«, sagte er höflich. »Ich halte auf.«

Er lächelte dünn. Seine Rechte lag auf dem breiten Messinggriff.

Dorothy Aigens wollte sich bedanken, wie sie das gelernt hatte, aber die Worte blieben ihr wie ein Kloß im Hals stecken.

Sie sah die Hand und schrie gellend auf.

»Der Tod! Mummy! Er hat eine Knochenhand! Er ist der leibhaftige Tod!«

Das weiße Skelett der Finger zuckte zusammen und klapperte auf dem Messinggriff.

Dorothy Aigens war nicht mehr zu halten.

Sie schrie und lief einfach los. Das Mädchen achtete nicht mehr auf die Ampel und den Verkehr.

Elena Aigens schrie gellend auf. »Dory! Nicht! Bleib stehen! Die Autos!« Die Ampel zeigte rot für die Fußgänger.

Dorothy hörte nicht. Sie sprang über die Straße. Reifen quietschten, Menschen schrien, Metall schepperte. Scheiben klirrten.

»Dory!« Elena Aigens sprang auf die Straße. Dem Mädchen war nichts passiert. Leichenblaß rannte sie auf ihre Mutter zu. Durch das plötzliche Bremsen eines Fahrzeugs war das nachfolgende aufgefahren.

Die beiden Fahrer stiegen aus. Allgemeines Durcheinander folgte. Ein Fahrer rief Mrs. Aigens zu, daß sie ihre Tochter besser erziehen sollte.

Aufgeregte Passanten liefen zusammen. Im Nu bildete sich eine dichte Menschentraube.

»Der Mann, Mummy! Er wollte mit seiner Knochenhand… nach mir greifen… er wollte mich holen…«

Elena Aigens hatte den Mann gesehen, aber nun war er

verschwunden, als hätte die Erde ihn verschluckt.

*

Durch die Unfallsituation blieb es nicht aus, daß die Polizei verständigt wurde.

Die Beteiligten wurden vernommen. Den Unfall hatte Dorothy Aigens verschuldet, daran gab es keinen Zweifel. Die Eltern mußten für den Schaden aufkommen.

Aber die Hauptursache war der unheimliche Mann, vor dem Dorothy in panischem Entsetzen davongelaufen war.

Dieser Mann war keine Erfindung.

Mehrere Personen hatten ihn gesehen und konnten ihn beschreiben: ein heruntergekommener Mitvierziger mit Schlapphut, beiger, zerschlissener Hose und dunklem, verschmutztem Hemd.

Er war vor und in dem Geschäft gesehen worden. Er war aufgefallen, obwohl man nicht sonderlich auf ihn geachtet hatte. Hier in der Nähe des Hafens traf man auf die merkwürdigsten Gestalten: Bettler und Abenteurer, verhinderte Hippies und Gammler.

Dem die Vernehmung leitenden Beamten kam es darauf an, sich einen Eindruck von dem Fremden mit dem Schlapphut zu machen.

Was hatte der Mann vorgehabt? War Dorothy Aigens einem Entführungsversuch entgangen? Oder war die ganze Geschichte mit der Knochenhand, die dieser ’leibhaftige Tod’, wie Dorothy Aigens ihn selbst bezeichnet hatte, nur ein Phantasieprodukt dieser kleinen lebhaften Person, die einen etwas hysterischen Eindruck machte?

Die Sache mit der Knochenhand beschäftigte den Polizeibeamten, aber er blickte nicht durch.

Im großen und ganzen jedoch war alles noch mal glücklich abgelaufen, bekam Elena Aigens zu hören, bevor sie das Revier verließ. Zum Glück sei niemand verletzt worden, außer Sachschaden sei nichts passiert.

Die Bobbies im Hafenviertel wurden angewiesen, die Augen nach dem Gesuchten, der indirekt den Unfall mitverschuldet hatte, offen zu halten.

Diesen Mann gab es, er war keine Phantasie, aber das mit der Knochenhand war sicher erfunden – oder der Kerl hatte sich einen dummen Scherz erlaubt, der schließlich zu der Katastrophe geführt hatte.

Doch Dorothy Aigens hatte klipp und klar erklärt, daß es wirklich die Hand und keine Attrappe gewesen war.

Das Mädchen hatte sogar den Unterarmknochen durch das fadenscheinige Gewebe schimmern sehen.

»Er hat überhaupt kein Fleisch, keine Haut auf seinen Knochen

gehabt«, erklärte sie. »Es war der Tod, glauben Sie mir. Er hatte sich als Mensch verkleidet!«

*

Sie suchten den Mann mit dem Schlapphut.

Aber sie fanden ihn nicht!

Dabei war er zum Zeitpunkt, als die Polizei das Protokoll aufnahm, nur zwei Straßenzüge vom Ort des Geschehens entfernt.

Der Hagere, der aussah, als hätte er seine Kleidung schon seit Wochen nicht mehr vom Körper genommen, war James Owen.

Er kam sich vor wie ein Gejagter.

Seit einem Tag hielt er sich hier im Hafen auf. In der letzten Nacht war das Schiff eingelaufen, auf dem er vom Kapitän gnädig mitgenommen worden war.

Er hatte hart gearbeitet, aber es war ihm gelungen, das schreckliche Geheimnis, das er mitgebracht hatte, zu verbergen.

Doch die Zeugen der grausigen Begegnung wurden nun immer deutlicher an seinem Körper. Der Fluch hatte ihn getroffen. Er war in das Heiligtum eines Gottes eingedrungen. Der Fluch war wirksam geworden.

Ernest Tragon hatte den Fluch geerntet, Owen das Grauen, die körperliche Auflösung.

Aber er hatte sich damit abgefunden, und brachte die Knochensaat mit. Das war sein Schicksal. Er wollte es so lange wie möglich vor den anderen Menschen verbergen und kam auf die absurdesten Ideen. Er brauchte Handschuhe, um seine rechte Hand zu verbergen. In einem Ramschladen besorgte er sich welche.

Es gab nur eine einzige junge und adrette Verkäuferin in Blue Jeans, die beim Bücken aus den Nähten zu platzen schienen.

Das Girl war rotblond und hatte das dichte Haar auf den Schultern liegen. Zwei junge Burschen stöberten in einem Berg amerikanischer Parkas und Blue Jeans, die ein geschickter Kaufmann en gros aus Armeebeständen aufgekauft und an einzelne Händler abgegeben hatte.

James Owen glaubte sich unbeobachtet, als er am Handschuhstand kramte und ein Paar herauszog, die in etwa seiner Größe entsprachen.

Schnell schlüpfte er hinein.

Im gleichen Augenblick sah die junge Verkäuferin zu ihm herüber. Sie erblickte die fleischlose Knochenhand, die skelettierten Finger, den nackten Unterarmknochen…

Es gab ihr einen Stich durch den ganzen Körper. Der Anblick war so furchtbar, daß sie drei Sekunden lang die Augen schloß. Dann wollte sie noch mal hinsehen, ob der Spuk noch vorhanden war. Doch der Mann mit dem Schlapphut und der fadenscheinigen Hose verließ

das Geschäft, ohne zu bezahlen.

James Owen hatte keinen Penny in der Tasche. Die Verkäuferin war perplex. Sie zögerte zu lange.

»Da… hat einer etwas mitgenommen… ein Dieb… lauft ihm nach, schnell«, kam es stockend über ihre schöngeschwungenen Lippen. »Ich rufe die Polizei!«

Aber als die beiden jugendlichen Interessenten für Blue Jeans an der Tür auftauchten, war der Dieb verschwunden. In der engen Gasse gab es viele Unterschlupfmöglichkeiten, Hinterhöfe, Ecken und Nischen, Wirtshäuser, die sich bis zum Hafen hinunterzogen.

Die Polizei kam, aber sie fing den Dieb auch nicht.

Zum zweiten Mal war der Mann mit der Knochenhand in Erscheinung getreten. Von anderer Seite her flatterte dem Sachbearbeiter im Revier die Beschreibung des Flüchtigen auf den Tisch, und diesmal nahm der Inspektor nicht mehr an, daß Dorothy Aigens ihre Geschichte nur aus den Fingern gesogen hatte.

Hier stimmt etwas nicht!

Am gleichen Tag wurde einem Inhaber einer Imbiß-Bude Geld gestohlen. Der Mann konnte den Flüchtling beschreiben. Er wäre hager und schlecht gekleidet gewesen.

Wieder identifizierte man eindeutig den Mann mit dem Schlapphut.

James Owen aber brauchte Geld. Den ganzen Tag über trug er einen inneren Kampf mit sich aus. Wie durch ein Wunder war er wieder zurückgekehrt in die Heimat, und nun sollte er hier vor die Hunde gehen?

Seine Frau, Diana, hatte die letzte Post vor zwei Jahren bekommen. Damals hatte er aus Singapore geschrieben und die Hoffnung geäußert, daß dies seine letzte Seefahrt sein und er als reicher Mann zurückkommen werde.

Jetzt stand er vor einer Telefonzelle in Southampton, und das fremde, erbeutete Geld klimperte zwischen seinen knochigen Fingern.

Die Telefonnummer kannte er noch auswendig: 8 17 65 39. Diese Nummer in Andover war sein eigener Anschluß.

Owen leckte sich über die aufgesprungenen Lippen. Der Hunger wühlte in seinen Eingeweiden. Er fühlte sich schwach und hätte außer den Moneten auch noch ein Würstchen oder ein halbes Hähnchen mitnehmen sollen, ging es ihm durch den Sinn.

Aber alles konnte der Mensch nicht haben…

Er steckte die Münzen in den Schlitz und wählte.

Dreimal schlug das Telefon an, dann meldete sich eine weibliche Stimme.

»Diana Owen.«

»Hallo, Diana«, sagte er rauh.

»Wer ist denn da?«

Sie erkannte ihn nicht. Seine Stimme mußte sich so sehr verändert haben, daß Diana in der Tat nicht wußte, wer anrief.

»Ich bin’s, James.«

»James!«

»Ich bin zurückgekommen, Diana. Ich werde nie wieder fortgehen. Ich komme nach Hause. Noch heute nacht.«

»James!« wisperte sie nur und konnte es nicht fassen.

*

Am nächsten Tag standen die Schlagzeilen in den Zeitungen.

»Wer hat den Mann mit der Knochenhand gesehen?«

»Gevatter Tod geht um!«

»Ist der Tod unter uns?«

So und ähnlich lauteten sie. Dreimal war der Fremde in Southampton aufgetaucht und einwandfrei identifiziert worden.

Man las die Berichte. Viele Leser schüttelten den Kopf, andere grinsten amüsiert. Einige glaubten daran, und an diesem Tag gingen bei der Polizei Hunderte von Anrufen ein, und die Anrufer behaupteten, den Mann mit der Knochenhand gesehen zu haben, die einen in der Straßenbahn, andere beim Einkauf, ein paar ganz Ausgekochte sogar wie er sich als Ghoul aus einem frischen Grab wühlte.

Der Polizei blieb nichts anderes übrig, als die angegebenen Orte aufzusuchen. Dazu gehörte auch der Friedhof. Wie erwartet fand man nichts. Ein paar Witzbolde kamen sich besonders intelligent vor und verbreiteten Falschmeldungen.

In Southampton suchte die Polizei.

Vergebens.

Das war kein Wunder. Der Gesuchte hielt sich seit der letzten Nacht nicht mehr in der Hafenstadt auf.

Noch zwei, drei Tage lang schlachtete man in den Zeitungen das Thema aus. Die Berichte rutschten immer weiter nach hinten und wurden kleiner. Das Interesse erlahmte. Andere Sensationen beschäftigten die Menschen.

Die Geschichte mit dem Fremden war vorbei. Eine Zeitungsente vielleicht, dachten die meisten. Die Journalisten wußten ja auch bald nicht mehr, womit sie die Leute noch schockieren sollten.

Drei Wochen vergingen, und kein Mensch redete mehr von dem Mann mit der Skeletthand.

Da passierte etwas, womit kein Mensch gerechnet hatte.

Die kleine Dorothy Aigens erkrankte. Nichts davon geriet in die Zeitung, obwohl die Meldung von allergrößter Bedeutung gewesen

wäre.

Blanke Knochenstellen zeigten sich an Dorothys linker Hüfte. Das Fleisch wich zurück und verschwand, ohne daß es eine Erklärung dafür gab. Der Hausarzt der Familie stand vor einem Rätsel. Ein hinzugezogener Facharzt, Spezialist für seltene Krankheiten, wußte nicht weiter.

Dorothy Aigens kam in die Isolierstation. Auch ihre Eltern wurden dort untergebracht. War die neue Krankheit ansteckend?

Dorothy Aigens war dem Grauen begegnet, und nun griff das Grauen nach ihr. Die Bevölkerung jedoch erfuhr nichts von dem Ereignis, während hinter den Kulissen fieberhaft gearbeitet wurde.

Polizei und Staat waren nun erst recht an einer Aufklärung der mysteriösen Vorgänge interessiert.

Einem gewissen Phil Anderson, der seit drei Wochen in Southampton im Hotel Hawk untergebracht war, kam das, was an die Öffentlichkeit drang, zu dünn vor.

Entweder wollte man die Leute nicht unnötig in Schrecken versetzen, oder man wußte nicht recht, wie man die Probleme, denen man sich gegenübersah, einschätzen sollte.

Phil Anderson war ein Mensch, der darauf spezialisiert war, undurchsichtigen Dingen auf den Grund zu gehen. Der Siebenundzwanzigjährige war ein Reporter der Zeitschrift »Amazing Tales«, die ein amerikanischer Verleger herausbrachte. Die Ausgabe erschien mittlerweile in zehn verschiedenen Sprachen. Richard Patrick, steinreicher Verleger, hatte seinen Mitarbeiterstab beträchtlich vergrößert und in vielen Ländern arbeiteten Reporter und Korrespondenten für ihn.

Phil Anderson stammte aus London. Lange Zeit war er dort als Kriminalreporter tätig gewesen. Den interessantesten Fällen der letzten fünf Jahre war er nachgegangen und hatte der Polizei oft Material geliefert, daß man in Scotland Yard manchmal glaubte, Anderson hätte mit den Beteiligten direkt konferiert.

Die Erfahrungen, die er als Kriminalreporter gemacht hatte, kamen ihm nun bei seinem neuen, bestens bezahlten Job zugute.

Richard Patrick legte Wert auf Einfühlungsvermögen und Eigeninitiative. Beides brachte Anderson in hohem Maße mit.

Patricks Rechercheure hatten die Aufgabe, unbekannten und unerklärlichen Ereignissen nachzugehen. Sobald sie vermuteten, daß eine Sache nicht mit rechten Dingen zuging, wurden sie aktiv.

Patrick selbst glaubte an das Übernatürliche, an das Übersinnliche und auch daran, daß diese Welt mehr war als die, welche man sah.

Seine Begegnung mit Björn Hellmark hatte ihn in diesem Glauben bestärkt.

Hellmark wiederum, dessen Leben unter einem besonderen Stern

stand, unterstützte die Arbeit Richard Patricks und wurde dadurch selbst Nutznießer der Nachforschungen.

Und gerade darauf legte Björn Hellmark besonderen Wert. Er war darauf angewiesen, daß er von vielen Seiten Informationen erhielt. Er stand praktisch allein und wußte mit Sicherheit, daß unsichtbare Mächte die Menschen belauerten, daß Angst und Tod oftmals nicht durch kriminelle Typen verbreitet wurden, sondern durch teuflische und dämonische Mächte, die aus einer jenseitigen Welt Eingang in das Diesseits gefunden hatten.

Alles, was mit Angst und Schrecken verbunden war und sich nicht mit logischem Überlegen lösen ließ, weckte Hellmarks Mißtrauen.

Alle Mitarbeiter, die für Patrick im Außendienst tätig waren, kannten den Namen Hellmark und trugen auch die Telefonnummer bei sich, um diesen Mann unterrichten zu können.

Auf diese Weise entstand ein Netz von Helfern, die von allergrößtem Nutzen waren und die auf eine Weise die behördlichen Maßnahmen unterstützten, ohne daß den Verantwortlichen davon etwas bekannt wurde.

Die Aufklärung kriminalistischer Verbrechen interessierte die Männer Patricks ebenso wie andere Staatsbürger. Aber an der Aufklärung unerklärlicher Ereignisse, die oftmals nur eine kleine Gruppe von Menschen oder einen einzelnen betrafen und mit denen die Polizei nicht befaßt war, arbeiteten Hellmark und die Menschen, die er ins Vertrauen gezogen hatte.

Hier in Southampton schien sich ein solches Ereignis abzuspielen.

Die Sache mit dem Fremden und der Erkrankung Dorothy Aigens, über die man nichts Näheres erfuhr, gefiel Anderson nicht.

Er ging seine eigenen Wege, hielt sich des öfteren unten am Hafen auf und befragte die Leute, die genau wußten, wann welche Schiffe an- und ablegten und was sich besonderes dabei abspielte.

Der Mann mit dem Schlapphut war am fraglichen Tag mehr als einmal gesehen worden. Die Polizei hatte das ebenfalls herausgefunden. Aber von einem bestimmten Punkt an war sie nicht weitergekommen.

Und an diesem Punkt begann Anderson.

Er drückte sich in den Kneipen herum, spielte an den Automaten und versuchte einen Mann namens Bill ins Gespräch zu ziehen. Dieser Bill war ein Nichtstuer, lebte von der Hand in den Mund, bewegte sich immer ein bißchen an der Grenze der Legalität und schlug sich mehr schlecht als recht durchs Leben.

Bill war grauhaarig, roch nach Whisky und rauchte am liebsten russische Zigaretten, die es hier im Hafen schwarz gab. Man mußte nur die Bezugsquellen kennen.

Bill war fünfundsechzig.

Seit seinem einundzwanzigsten Lebensjahr war er keiner geregelten Arbeit mehr nachgegangen.

»Was soll’s?« hatte er damals gesagt. »Jetzt bin ich volljährig, jetzt kann ich machen was ich will. Und zunächst will ich mal nicht arbeiten.«

Dieses ’zunächst’ dauerte nun schon zweiundvierzig Jahre lang. Und es sah nicht danach aus, als ob sich an Bills Einstellung noch etwas ändern würde.

Bill ließ sich von jedem einladen. Das war bekannt, aber er nahm nichts umsonst. Die Polizei hatte schon manchen wertvollen Tip von ihm bekommen, wenn es darum ging, Hehlern auf die Spur zu kommen oder Dieben, die sich hier im Hafen herumtrieben.

Auch über den rätselhaften Mann mit dem Schlapphut, der als Knochengerüst in den Sprachgebrauch eingegangen war, wußte Bill etwas.

Bei einem ausgiebigen Essen erhielt Phil Anderson die ersten Auskünfte und wunderte sich, daß die Polizei nicht nachgehakt hatte. Das war eine glatte Lücke.

Bill, von dem niemand den Nachnamen wußte, war wieder mal orientiert.

»Wenn mich mein Gedächtnis nicht im Stich läßt, dann lag an diesem Tag die ›Cherbourg‹ vor Anker. Der Dampfer macht regelmäßig alle zwei Monate hier fest. Er kommt aus Mittel- und Südamerika, schleppt Bananen, Kaffeebohnen und Kokosnüsse an, lädt hier Fertigwaren und Konserven und läuft wieder aus. Meistens verschwindet die ›Cherbourg‹ wieder nach drei Tagen.« Er löffelte seine Suppe. Danach kam ein Truthahngericht, das er sich gewählt hatte. Dazu trank er einen Whisky. Das löste seine Zunge. Bill befand sich in ausgezeichneter Stimmung. »Ich kenne jeden Sailor hier, Mister Anderson. Ich weiß, wer kommt und wer geht.«

Er wischte sich über sein unrasiertes Kinn, an dem ein Suppentropfen hing. »An diesem Tag kehrte James Owen zurück. Er war verändert. Ich versuchte mit ihm zu reden, aber er war nicht ansprechbar. Auf ihn paßt die Beschreibung. Aber: ich habe an Owen keine Knochenhand bemerkt.«

»Wissen Sie genau woher Owen gekommen ist?«

»Genau nicht. Die ’Cherbourg’ legt in verschiedenen Häfen an.«

»Kann es sein, daß er eine unbekannte Krankheit eingeschleppt hat?«

»Möglich ist alles, obwohl ich noch nie gehört habe, daß einem das Fleisch von den Knochen fällt, ohne daß man das sieht. Irgendwo ist da ein Denkfehler. Aber wenn Sie mich nach meiner Meinung fragen: Dieser Owen war schon immer ein schräger Vogel. Er wollte hoch hinaus und suchte das Abenteuer. Obwohl verheiratet, hielt es ihn nie

lange zu Hause. Er mußte immer wieder raus auf die See. Da war er wirklich zu Haus'. Ganz geheuer kam er mir nicht vor. Irgend etwas war faul mit dem Burschen.«

»Warum haben Sie das nicht der Polizei erzählt?« wunderte Phil Anderson sich.

Der Gefragte grinste, und sein zahnloser Mund verzog sich. »Ich bin Geschäftsmann, Mister Anderson! Von selbst komme ich nicht. Wenn jemand etwas von mir wissen will, soll er kommen. Das wissen die. Aber vielleicht haben die Herren gedacht, in der Richtung könne ich ihnen nicht weiterhelfen. Sie sind andere Ware von mir gewohnt. Sie wissen's nun. Ob's richtig ist, weiß, ich nicht. Für Ihr Blatt wird das vielleicht eine Sensation. Sie sind der erste, der darüber berichten kann. Die Information war Ihnen etwas wert. Sie haben mich zum Essen eingeladen und mir eine Flasche Whisky spendiert. Die reicht bis morgen. Außerdem haben Sie mir zwei Scheinchen zugesteckt, die ich gut gebrauchen kann. Ich habe mich erkenntlich gezeigt. Nun sehen Sie, ob es Ihnen nützlich war oder ob das Ganze nur falscher Alarm ist. Das liegt jetzt bei Ihnen.«

Anderson nickte. »Ich bin Spezialist für halbfertige Andeutungen, Bill. Wenn an Ihrer Geschichte mehr ist, als Sie glauben, dann werde ich es herausfinden, darauf können Sie sich verlassen…«

*

Er hatte die Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen und aus halbfertigen Dingen in der Tat etwas zu machen.

Die Adresse eines James Owen herauszufinden, war keine Schwierigkeit. Owen lebte in Andover.

Schwierig allerdings war es, in das Hospital einzudringen und dort etwas über den wahren Gesundheitszustand der Familie Aigens zu erfahren. Die verantwortlichen Stellen teilten nicht viel mit. Es hieß, es bestünde der Verdacht auf eine Pockenerkrankung, die von einem bisher unbekannten Reisenden eingeschleppt worden sei.

Gerade diese Bemerkung aber weckte Phil Andersons Mißtrauen und förderte zusätzlich seine Antriebslust.

Am Abend dieses Tages telefonierte er mit Genf.

Dort nahm Björn Hellmark, geheimnisumwitterter Industriellensohn, den Anruf entgegen.

Hellmark interessierte sich intensiv für die Vorgänge in Southampton. Waren sie Dämonenwerk? Die Art und Weise, wie die zuständigen Behörden sich damit befaßten, ließ der Vermutung freien Lauf, daß sie dort nicht zurechtkamen mit einem Problem, daß sie es offenbar nicht richtig erkannten.

Anderson teilte Hellmark mit, daß er sich um die Owens kümmern

und versuchen werde, etwas Näheres herauszufinden.

»Unmöglich allerdings ist es, von den Schwestern und Ärzten etwas über die Erkrankung von Dorothy Aigens zu erfahren, Mister Hellmark. Doch was heute noch nicht ist, kann morgen werden. Zunächst die Owens. Dann mach ich mich an eine der Schwestern ran. Vielleicht erfahr' ich auf diese Weise mehr.«

»Wie war's, wenn ich Ihnen die Arbeit abnähme?«

»Sie wollten nach Andover kommen?«

»Erst mal nach Southampton. Die Sache mit der Schwester gefiele mir.«

»Sie kämen dann also morgen, Mister Hellmark?«

»Ich komme noch heute, Mister Anderson. Es gibt Dinge, die schiebe ich nicht vor mir her. Außerdem halte ich es auch für wichtig, daß wir uns mal persönlich kennenlernen. Wo können wir uns treffen, sobald ich weiß, was mit den Aigens wirklich ist?«

Phil Anderson nannte das Hotel, in dem er sich bereits telefonisch vorangemeldet hatte. »Sicher gibt es dort auch eine kleine gemütliche Bar.«

»Schön, dann treffen wir uns heute abend dort. Ich schlage vor, gegen zehn, Mister Anderson, paßt Ihnen das?«

»Aber… Sie sind doch noch in Genf und…«

»Ich werde sofort abreisen.«

*

Er konnte manches möglich machen, was einem Normalsterblichen unmöglich war.

»Du willst dich wirklich auf den Weg machen?« fragte eine Stimme in Hellmarks Bewußtsein.

Er erschrak nicht. Die Stimme aus dem Jenseits gehörte Al Nafuur. Der geheimnisvolle Zauberpriester war ein Geisteswesen, das zu ihm Kontakt aufgenommen hatte. Niemand außer Hellmark konnte die Stimme vernehmen.

»Ich kriege das unbestimmte Gefühl nicht los, daß da etwas faul ist, Al Nafuur. Oder irre ich mich?«

»Folge deiner Ahnung, Björn! Es ist die Stimme deines Blutes, die dich unruhig werden läßt. Nicht jeder verfügt über eine solch feine Antenne, die Dinge zu erkennen.«

»Du weißt mehr?«

»Man soll seine Intuitionen nicht unterdrücken«, lautete die einfache Erwiderung.

Gab es das wirklich: die Stimme des Blutes? Hellmark glaubte daran. Das Blut in seinen Adern war von besonderer Zusammensetzung. Am reinsten hatten sich die Anlagen der alten

Rasse darin erhalten, die einst vor Jahrtausenden auf Xantilon, der versunkenen Insel, lebte. Die wenigen Überlebenden der großen Katastrophe hatte sich in die ganze Welt verteilt und mit anderen Völkern vermischt.

In der alten Zeit schon hatten die Geister und Dämonen jenseitiger Reiche versucht, auf dieser Welt Fuß zu fassen. In Sagen und Legenden war immer wieder von Hexen und Magiern, von Drachen und Höllenwesen die Rede. Die damals Lebenden hatten sie gesehen – später aber verbannte man all diese Dinge ins Reich der Phantasie und des Märchens. Was man nicht sah, das gab es nicht. Aber es gab sie, die unsichtbare Welt. Und die Geister, die damals gegen das Bollwerk Xantilon angerannt waren, hatten sich nur zurückgezogen, formierten sich neu – und zeigten jetzt wieder, im zwanzigsten Jahrhundert, ihr wahres Gesicht. Zu einer Zeit, wo die Technik mit gewaltigen Schritten vorankam, wo kein Mensch mehr an Geister und Dämonen glaubte, würde ihr Einfluß wieder wirksam, sahen sie ihre Chance, das zu vollenden, woran sie seinerzeit gehindert wurden.

Die Menschen merkten davon nichts. Nur einer registrierte mit bewunderswertem Scharfsinn die Zeichen der Zeit: Björn Hellmark. Seine besonderen Fähigkeiten nutzten ihm im Kampf gegen die Eindringlinge, die er bekämpfte, wo immer er sie entdeckte, wo immer er sie fühlte.

An vielen Orten gleichzeitig konnten sie auftauchen. Er konnte nicht überall sein, aber im Vergleich zu einem anderen Menschen hatte er die Chance, wenigstens an zwei Orten zur gleichen Zeit auftauchen zu können.

Seit seinem ungewöhnlichen Unfall verfügte er über diese Gabe und setzte sie ein, wo immer er es für notwendig hielt.

Sobald eine bestimmte Ahnung ihn erfüllte, gab er dem unerklärlichen Drängen nach. Als er von der eigenartigen Geschichte in Southampton hörte und durch Richard Patrick erfuhr, daß der sich dafür interessierte, da wußte er sofort, daß etwas nicht stimmte.

Und seine Ahnung schien sich wieder mal zu bestätigen.

Der fernste Ort auf dieser Welt war für ihn in den meisten Fällen nur so weit wie der nächste Gedanke.

Er konzentrierte sich auf die Straße und die Umgebung des Krankenhauses, das Phil Anderson ihm angegeben hatte.

Björn Hellmark stand am Fenster seines Arbeitszimmers und blickte auf den Genfer See.

Man sah dem Gesicht des braungebrannten jungen Mannes nicht an, mit welcher Kraft er sich konzentrierte.

Und dann sah er die Straße in Southampton, runde tausend Kilometer von seinem Standort entfernt vor sich.

Autos mit fremden Nummernschildern. Das Hospital hieß »St.

Mary's«. Es lag hinter einem hohen Gitterzaun in einem parkähnlichen Garten.

Die Eindrücke, die er empfing, waren zunächst noch schwach. Dann kamen zu den Bildern die Geräusche, der Benzingestank, der in den Straßen hing, der feuchte Wind vom Hafen.

Hellmarks Doppelkörper Macabros entstand in Southampton auf einem schmalen Spazierweg im Krankenhausgelände.

Niemand wurde Zeuge der Entwicklung eines Körpers, der aus dem Nichts entstand, für Bruchteile von Sekunden aussah wie ein bleicher, fluoreszierender Schemen und sich dann zu einem wirklichen Körper verdichtete.

Der Mann, der durch den Park ging, war Björn Hellmark wie aus dem Gesicht geschnitten.

*

Macabros machte sich mit der Umgebung vertraut.

Das herrschende Dunkel kam seinem Vorhaben entgegen.

In allen Zimmern und Fluren brannte Licht. Vereinzelt standen noch ein paar Privatwagen auf dem Krankenhausparkplatz. Vor der Ambulanz parkte ein Rotkreuz-Fahrzeug.

Macabros ging Zunächst ins Hauptgebäude.

Hier fiel er am wenigsten auf. Um diese Zeit gab es noch Besucher, die später gekommen waren und die Sondererlaubnis hatten, länger zu bleiben.

Das war besonders dann der Fall, wenn die Patienten schon so weit genesen waren, daß sie das Krankenzimmer verlassen durften.

Besucher und Patienten saßen in den Flurnischen, wo kleine Tische und Sitzgelegenheiten bereitstanden.

Macabros passierte den großen Hauptgang. Hier hing auch die Informationstafel, und er konnte ihr entnehmen, wo die Isolierstation sich befand.

Sie zu finden bereitete keine Schwierigkeit. Aber er konnte nicht einfach dort durch eine Tür gehen und eindringen. Das war das Problem.

Die Station war hermetisch von der anderen abgetrennt, das Personal, für Wochen eingesperrt, mußte mit den Patienten den Verlauf der Krankheit abwarten.

Pockenfälle sollten hier angeblich untergebracht sein. Drei Erkrankungen. Das war die Familie Aigens.

Dorothy Aigens hatte direkten Kontakt zu dem seltsamen Mann gehabt.

Aber so, wie man den Fremden beschrieben hatte, war er nicht an Pocken erkrankt gewesen, sondern an etwas gänzlich

Undefinierbarem.

Nun, bald würde er, Macabros, mehr wissen…

Besucher waren in der Station nicht erlaubt. Er mußt sich etwas anderes einfallen lassen.

Er ging noch mal nach draußen. Im Dunkeln lief er den flachen Anbau entlang, in dem die Isolierstation untergebracht war.

Er entdeckte Silhouetten hinter den geschlossenen Fenstern, stellte sich auf einen Mauervorsprung und stieg an der Wand empor, ohne sich an dem Fenster, hinter dem gesprochen wurde, sehen zu lassen.

Dort saß eine Schwester an einem Schreibtisch und machte Eintragungen in ein Buch.

Der Zufall kam Macabros zu Hilfe.

Genau dem Raum gegenüber lag ein Zimmer, das nicht mit einer normalen Tür versperrt war. Da auch die Tür zum Schwesternzimmer weit offen stand, konnte man durch die Glaswand drüben genau sehen, was sich dort abspielte.

In dem großen Zimmer hielten sich zwei Personen auf.

Ein Mann und eine Frau.

Die Aigens?

Mr. Aigens blätterte in einem Magazin, seine Frau saß, den Rücken der Glaswand zugewandt, am gleichen Tisch und schrieb etwas. Vielleicht einen Brief, vermutete Macabros.

Von der Seite her fiel Schatten auf die Glaswand. Ein Mann in weißem Kittel, eine Spritze in der Hand, kam ins Blickfeld.

Der Arzt blieb kurz am Tisch stehen, sagte etwas zu dem Paar und ging dann zu der Glaswand. Erst jetzt sah Macabros, daß das Zimmer auf der anderen Seite des Flurs zwei Glaswände hatte und daß zwischen diesen beiden Wänden ein Hohlraum bestand, der als Schleuse benutzt wurde.

Ultraviolettes Licht brannte.

In der Schleuse warf der Arzt die Spritze in einen Behälter und legte auch seine Kleidung ab. Es handelte sich um Einmalkleidung, die ebenfalls in einem Abfalleimer verschwand.

Der Arzt kam in das Zimmer, in dem die Schwester noch immer mit ihren Eintragungen beschäftigt war. Macabros zog den Kopf ein wenig zurück, um von dem Mediziner nicht gesehen zu werden.

»Wie sieht's aus, Doktor?« vernahm er die sanfte Stimme der Krankenschwester.

Dr. Hiller atmete tief durch und zündete sich eine Zigarette an. »Es schreitet fort. Wir können es nicht aufhalten, solange wir nicht wissen, was es ist. Bei Mrs. Aigen geschieht es noch am langsamsten, aber wer weiß…«

Plötzlich gellte ein Schrei aus dem Zimmer der Aigens.

Dr. Hiller wirbelte herum. Macabros' Kopf schoß ruckartig nach

vorn, und die Schwester sprang auf.

Sie nahmen dem Beobachter einen Teil der Sicht, aber der sah trotzdem noch genug.

Mr. Aigen war aufgesprungen.

Seine rechte Hand krallte sich klappernd um die Tischplatte. Eine Hand, an der es kein Fleisch mehr gab!

Aber nicht deshalb schrie er so erschrocken…

Er starrte auf seine Frau, die ihm gegenübersaß.

Ungläubiges Erstaunen und nacktes Entsetzen stand in diesem Blick.

Elena Aigens sprang auf. Ihre Hände fuhren unwillkürlich ins Gesicht.

»Jetzt ist’s passiert!« entfuhr es Dr. Hiller. »Sie muß einen neuen Schub bekommen haben.«

Der Kopf Elena Aigens flog herum.

Macabros mußte sich weiter nach vorn beugen, um mehr zu sehen. Doch was er sah, elektrisierte ihn.

Die Frau war halb Mensch – halb Tod. Eine Gesichtshälfte war glatt und schön, die andere zeigte alle Merkmale eines Skeletts. Keine Haar mehr, keine Augen… Dunkel und leer starrte die Augenhöhle auf Dr. Hiller und die Krankenschwester.

*

Das Ehepaar kam entsetzt auf die Glaswand zu. Von der Seite her näherte sich eine dritte Person, ein Mädchen.

Es war Dorothy. Aber man erkannte sie kaum.

Nur noch ein Drittel ihres Gesichtes konnte man als lebend bezeichnen. Das linke Auge lebte noch und darum ein paar Quadratzentimeter Haut. Der Schädel war bereits völlig kahl.

Elena Aigen legte ihre Rechte um die knochigen Schultern ihrer Tochter und preßte sie an sich, als wolle sie das Kind nie wieder loslassen.

Stumm und anklagend standen die drei Menschen hinter der versperrten Glaswand und starrten auf den Arzt und die Schwester, die sich mit müden Bewegungen der Knochenfamilie näherten.

*

Was immer auch geschehen war: hier ging etwas vor, was nicht mit normalen Maßstäben gemessen werden konnte.

Der Tod in dieser Form gehörte zum Schrecken in der Welt der Sterblichen.

Der Schrecken aber kam aus einem anderen Reich. Es war eine

Form des Hasses, den die Geschöpfe der Finsternis den Bewohnern dieser sichtbaren Welt entgegenbrachten.

James Owen war dem Grauen begegnet und hatte eine furchtbare Krankheit mitgebracht.

Macabros war überzeugt davon, daß der Schlüssel des Geheimnisses bei Owen lag, vorausgesetzt, daß er der Mann war, dessen Name und Anschrift Phil Anderson ausgekundschaftet hatte.

Macabros löste sich von seinem Beobachtungsposten und huschte durch den dunklen Park.

*

Der Mann in der kurzen khakifarbenen Hose und dem sonnenverbrannten Gesicht erreichte mit der Bahn die letzte Station. Von hier aus führte nichts weiter. Weder gab es eine Straße, noch sonst einen gut ausgebauten Pfad, auf dem ein Fahrzeug hätte rollen können.

Hier in der kleinen Ortschaft Peto befand man sich schon mitten im Urwald. Der Dschungel reichte bis an die Felder und Häuser, und permanent mußten die Bewohner gegen den wildwuchernden Pflanzenteppich ankämpfen, wollten sie die Auseinandersetzung mit der sich ausbreitenden Natur nicht verlieren.

Ein paar Wochen oder Monate der Nachlässigkeit würden den Lebensraum, den sich die Bewohner mühselig erobert hatte, sehr schnell wieder einschränken.

Der Weiße verließ mit anderen Passagieren den Zug. Es war ein Wunder, wie er die lange Strecke von Mérida bis Peto ohne technische Panne überstanden hatte.

Hier gab es noch Lehmhütten und strohbedeckte Häuser. Einige neue Bauten leuchteten auffällig aus dem Häuserverband heraus. Der Weiße hatte viel Gepäck dabei. Einen ganzen Karren voll ließ er beladen.

Den heutigen Tag würde er noch unter einigermaßen vernünftigen Bedingungen zubringen. Er würde noch mal anständig essen und nicht auf Konserven ausweichen, er konnte duschen. Hier in Peto gab es auch Hotels, obwohl man das auf den ersten Blick nicht sah.

Der Mann war hager und flink. Deutlich bemerkte man wie die Muskeln und Sehnen spielten, wenn er nur die geringste Bewegung machte. An diesem Körper gab es kein Gramm Fett.

Der Fremde wurde von den Einheimischen mit neugierigen und mißtrauischen Blicken betrachtet.

Der Mann störte sich nicht daran. Er schien es gewohnt zu sein, sich in der Fremde zu bewegen, selbstsicher und ohne eine Spur von Angst.

Eine Lokomotive ließ Dampf ab. Der Heulton war weit zu hören.

Unwillkürlich ließ der Weiße seinen Blick über den Dschungelbahnhof schweifen und starrte der Lok nach, die auf ein Nebengleis rollte.

Der nächste Zug würde erst in vierundzwanzig Stunden hiersein. So lange würde er sich in Peto aufhalten. Der Fremde erwartete einen Freund, der sein Kommen zugesagt hatte.

Gemeinsam wollten sie tief in den Dschungel eindringen zu dem geheimnisvollen, zugewachsenen Tempel, in dem es den Schatz des »Goldenen Gottes« gab.

Mit federnden Schritten ging der Mann zu einem bereitstehenden Taxi, in der Hand einen Koffer mit dem ganz persönlichen Gepäck.

Ein Beobachter hätte sich des Eindruckes nicht erwehren können, daß dieser Mann ganz genau wußte, was er wollte und daß er nicht das erste Mal hier war.

Sah er einem gewissen James Owen etwa ähnlich…?

*

Der Reporter stellte seinen Wagen direkt vor dem Haus ab.

Phil Anderson befand sich in jener Straße in Andover, in der den Auskünften nach James Owen leben mußte.

Das Haus stand in einer älteren Siedlung. Hier waren alle Häuser gleich. Davor lagen kleine Vorgärten, und alle fünfzig Meter konnte man alte Straßenlaternen sehen, die diesem Straßenzug irgendwie eine besondere Note verliehen.

Es war wenige Minuten nach halb acht. Er warf absichtlich einen Blick auf die Uhr, um sich zu vergewissern, daß es auch noch nicht zu spät sei, einen Besuch zu machen.

Er war richtig. Auf dem Namensschild stand der Name ’Owen’.

Anderson betätigte die Klingel. In den Betonpfosten links des Eingangs waren die angerosteten Rillen einer Sprechanlage zu erkennen.

Eine Minute verstrich.

Es kam ihm vor wie eine Ewigkeit. Er überprüfte die Fassade des Hauses.

Es kam ihm so vor, als ob hinter einem Fenster im Parterre schwaches Licht brenne. Kaum wahrnehmbar sickerte der Schein durch die dicken, altmodischen Vorhänge.

»Ja?« fragte plötzlich eine Stimme.

Das kam so überraschend, daß er zusammenzuckte.

»Wer ist da?« Es war die Stimme einer Frau.

Phil Anderson nannte seinen Namen. »Ich hätte gern Mister Owen gesprochen.«

»Mein Mann ist leider nicht zu Hause.« Die Stimme klang schwach und etwas kränklich. Diana Owen mußte nicht ganz gesund sein. »Ich kaufe nichts an der Haustür.«

»Nein, Mistress Owen, ich will nichts verkaufen. Ich komme von einer Zeitung, ich bin Reporter.« Anderson reagierte mechanisch. Er war es gewohnt, nicht gleich abzublitzen. Als Reporter war er einiges gewöhnt. »Ihr Mann hat erst kürzlich eine lange Reise beendet. Ich suche eine Story für unser Reisejournal. Sicher hat er ein paar interessante Erlebnisse gehabt. Die Wirklichkeit ist oft phantastischer als das, was man sich mitunter aus den Fingern saugen muß. Wann kommt denn Ihr Gatte zurück, Madam?«

»Das kann ich nicht sagen. Es kann ein paar Wochen dauern.«

Eine merkwürdige Antwort! Anderson kniff die Augen zusammen. Owen war doch erst zurückgekehrt! War er – untergetaucht? Sosehr er sich auch anstrengte, er sah nicht klar, aber die Widersprüche waren offensichtlich.

»Wenn Sie allerdings mit mir vorliebnähmen, dann könnte ich Ihnen vielleicht helfen, Mister Anderson«, kam der unerwartete Vorschlag, noch ehe er etwas sagen konnte.

»Ihr Angebot ist sehr freundlich, Mistress Owen. Das ist ein guter Vorschlag. Ein paar Wochen zu warten – das wäre offengestanden ein bißchen schwierig. Ich habe im Moment einen Materialengpaß. Ich kann nicht versprechen, ob ich in einer der nächsten Ausgaben noch mal einen solchen Bericht bringen könnte. Wenn Sie mir da etwas behilflich wären, bedeutete dies keinen Nachteil für Sie. Meine Verleger zahlen nicht schlecht.«

Es kam ihm darauf an, erst mal ins Haus zu kommen.

Es wäre besser für ihn gewesen, sich sofort zu verabschieden, als er zu hören bekam, daß James Owen nicht zu Hause war und Diana erwähnte, daß sie nichts kaufe. Seine Angewohnheit, sofort zu kontern und sich nicht abwimmeln zu lassen, sollte ihm jedoch zum Verhängnis werden.

In dem Moment, als er erwähnte, daß er von der Rückkehr James Owens wußte, hatte Diana Owen sofort geschaltet.

Phil Anderson war ein cleverer Bursche, ein Mann, der hinter die Dinge sah. Aber diesmal war ihm etwas entgangen.

Und das rächte sich!

*

Der Türsummer ging.

»Sie müssen schon entschuldigen, daß ich nicht an die Tür komme, Mister Anderson. Das mag Ihnen etwas merkwürdig erscheinen, aber ich bin gelähmt und halte mich im Zimmer auf. Wenn Sie eintreten,

halten Sie sich dann bitte gleich links. Die zweite Tür links, Mister Anderson. Da finden Sie mich.«

»Danke, Mistress Owen!«

Anderson drückte die Gartentür wieder ins Schloß.

Auf dem Weg zur Haustür öffnete die sich automatisch. Es war ein merkwürdiges Gefühl, ein Haus zu betreten das man nicht kannte und in dem niemand an der Tür stand.

Der Flur war düster. Nur der Widerschein aus dem Zimmer hinter der zweiten Tür spiegelte sich an der angegriffenen Tapete.

Altmodische, Möbel waren zu sehen, nichts Besonderes. Ein Bild mit dunkelbraunem Rahmen hing an der Wand neben der Tür. Es zeigte ein altes Segelschiff.

»Die zweite Tür, Mister Anderson!« hörte er die Stimme aus dem Hintergrund.

»Ich komme schon, Mistress Owen.«

Die Tür stand weit offen im Gegensatz zu allen anderen, die in den längeren Korridor mündeten.

Der Besucher klopfte höflich an, während er schon den Kopf durch die Tür streckte. »Ich hoffe, ich komme Ihnen nicht ungelegen«, sagte er von der Schwelle her.

»Dann hätte ich Sie nicht eingeladen hereinzukommen«, lautete die Entgegnung. »Bitte treten Sie näher!«

Es war eine eigenartige, gespenstische Atmosphäre, die Phil Anderson umfing.

Der Raum war groß, die dunklen Möbel kamen trotzdem regelrecht auf ihn zu. Es waren zu viele.

Auf einem großen Eßtisch in der Fensternische stand eine Tischlampe, deren Schirm mit einem dunkelroten Stoff bespannt war, der aussah wie Samt.

Phil Anderson erkannte im ersten Moment die Gestalt nicht, die am Kopfende des Tisches saß und die Lampe so dicht vor sich stehen hatte, daß er kaum das Gesicht erkannte.

Komisch war die Situation schon, und er konnte sich eines gewissen Unbehagens nicht erwehren. Er wollte auf den Tisch zugehen, um die Gastgeberin besser zu sehen.

»Nehmen Sie da vor mir Platz, Mister Anderson«, hielt sie ihn auf. »Es ist vielleicht besser, Sie kommen mir nicht zu nahe. Ich bin für einen Mann nicht gerade ein erfreulicher Anblick. Ich wurde in den letzten Wochen mit einem Präparat behandelt, das unangenehme Nebenwirkungen hat. Ich habe einen furchtbaren Ausschlag bekommen. Ich werde Ihnen gern sagen, was Sie wissen wollen – vorausgesetzt, ich kann es –, und Sie werden dafür ein wenig Rücksicht walten lassen. Einverstanden?«

»Gern, Mistress Owen, wenn Sie das so wünschen«, antwortete der

Gast mechanisch, obwohl ihm etwas ganz anderes auf der Zunge lag.

Hier stimmt doch etwas nicht!

Mißtrauisch ließ er den Blick kreisen. Hier wurde doch irgendein Spielchen getrieben, das er noch nicht durchschaute…

Diana Owen wollte von irgend etwas ablenken.

Tatsächlich nur von ihrer Krankheit? Die Dame war angeblich gelähmt, hatte einen Ausschlag – vielleicht war sie auch nicht mehr ganz richtig im Kopf? Oder wollte sie von etwas anderem ablenken, von ihrem – Mann vielleicht?

Sein Gedankenkarussell, einmal in Fahrt geraten, kam nicht mehr zum Stillstand.

James Owen war irgendwo gewesen. Hatte er wirklich die Pocken mitgebracht? Oder vielleicht die Pest?

Blitzschnell ging ihm alles durch den Kopf. Seit fünf Sekunden stand er neben dem Stuhl, um sich daraufzusetzen, zögerte aber noch.

»Sie haben nach meinem Mann gefragt?« sagte da die schwache Stimme hinter der Lampe. »Er wird nicht mehr kommen, nie wieder – obwohl er hier ist, überall, verstehen Sie?«

Die Frau war verrückt…

Er zuckte zusammen und sah die Bewegung hinter der Lampe. Eine Hand kam in den rötlichen Lichtkreis.

Eine weiße, blanke Knochenhand! Sie hielt einen schwarzen Revolver!

Es krachte.

Die Mündungsflamme zuckte aus dem Lauf.

Anderson schrie gurgelnd auf und preßte beide Hände gegen den Leib.

Er war getroffen!

*

Ein zweiter Schuß krachte.

Fünf Sekunden, die zu einem Alptraum wurden, taumelte er nach vorn und drehte sich um die eigene Achse.

Die zweite Kugel bohrte sich in seinen Körper. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf das Etwas, das hinter der Lampe hockte.

Ein drittes Mal krachte die Waffe, aber die Kugel jagte gegen die Decke, als würde der unheimlichen Schützin plötzlich die Arme emporgerissen.

Anderson fiel auf den Tisch. Seine Hände griffen nach der Tischdecke. Mit seinem Körpergewicht riß er sie mitsamt der Lampe herab.

Ein Aufschrei mischte sich in sein dumpfes Stöhnen.

Er registrierte noch, daß da jemand im Zimmer war, der irgend etwas Längliches, Weißes in die Höhe riß, das aussah wie ein zerschmelzendes Skelett.

Dann kam der große Sturz in die endlose Tiefe, wo die Geräusche verstummten und die Bilder verflogen…

*

Macabros war gekommen.

Wie ein Spuk erschien er in der Wohnung. Draußen hatte er Phil Andersons Wagen bemerkt, dann die Schüsse gehört. Da war der Doppelkörper Björn Hellmarks aufgetaucht.

Blitzschnell hatte er eingegriffen, als er erkannte, daß Phil Anderson in eine Fall gegangen war und sein Leben auf dem Spiel stand.

Zwei Kugeln hatten den Engländer getroffen.

Macabros ließ die dürre Gestalt, der er die Waffe aus den Knochenfingern geschlagen hatte, einfach zusammenfallen. In dem dunklen Umhang, den die Figur trug, die sich als Mrs. Owen vorgestellt hatte, steckte ein Skelett ohne Haar und Haut.

Mit einem Satz war Macabros über dem Tisch und beugte sich über den Reporter.

Lebte Phil Anderson noch?

Der Engländer lag mit dem Gesicht auf dem Fußboden. Macabros wollte den Reporter umdrehen, als er zusammenzuckte.

Er durfte ihn nicht berühren! Er hatte das Skelett angefaßt… Die Gefahr, daß er den gefährlichen Krankheitskeim, der Menschen zu Skeletten machte, weitergab, war groß.

Er konnte Anderson infizieren, und wenn der Reporter noch mal davonkam, war das Risiko groß, daß er an der Knochensaat starb!

Macabros drohte keine Gefahr. Er war nicht aus Fleisch und Blut, denn der ausgesandte Doppelkörper bestand aus einer feinstofflichen Substanz.

Aber er konnte den Keim weitergeben.

Macabros lief ins Bad, öffnete den Wasserhahn und wusch sich die Hände. Wertvolle Sekunden gingen verloren, die über Andersons Los entschieden. Aber würde er sich nicht die Hände waschen, dann würden andere Bedingungen über Tod und Leben entscheiden.

Macabros kehrte eilig ins Zimmer zurück.

Das Skelett in der Ecke rührte sich. Aus den Augenwinkeln heraus nahm er es wahr. Doch die Knochenhände konnten die Schußwaffe nicht mehr erreichen. Macabros zog die Waffe mit dem linken Fuß zu sich heran.

In Andersons Bauch steckten zwei Kugeln. Der Reporter atmete

schwach. Wo ein Funke war, ließ sich vielleicht noch mal ein Feuer entzünden.

Als Macabros war er sehr beweglich und wenig abhängig von den bestehenden physikalischen Gesetzen.

Er konnte den langen, umständlichen Weg vermeiden, den er normalerweise hätte machen müssen wäre er mit seinem Originalkörper in dieses Abenteuer geraten. Er hätte das nächste Hospital anrufen und auf einen Krankenwagen warten müssen.

Das fiel weg, wenn sein Doppelkörper aktiv war, den er beliebig oft versetzten konnte.

Das Skelett schraubte sich langsam in die Höhe. Dunkle, ausgebrannt wirkende Augenhöhlen starrten den unerwarteten Gast an.

Macabros nahm Anderson auf beide Arme.

Wie ein Nebel verschwand er, als der Doppelkörper sich auflöste.

Wie aus einem Nebel formierte er sich ein paar Meilen weiter südlich. Sobald Hellmark seinen Doppelkörper existent hatte, konnte er telekinetische Kräfte freisetzen, die es ihm ermöglichten, jeden beliebigen Gegenstand, den er als Macabros in der Hand hielt, mitsamt dem Doppelkörper zu transportieren und auch an jenen Ort zu schaffen, wo der Originalkörper sich gerade aufhielt.

All das war möglich, solange er nicht durch widrige Umstände daran gehindert wurde, seine geistige Kraft wirksam werden zu lassen.

Macabros stand mitten im hellerleuchteten Flur jenes Hospitals, das er vor wenigen Augenblicken verlassen hatte.

Er legte den Schwerverletzten auf eine Bahre.

Eine Schwester kam vom anderen Ende des Korridors heran.

Macabros schob ihr die Bahre entgegen.

Ehe die dunkelhaarige Frau etwas sagen konnte, sprach Macabros sie bereits an: »Der Mann ist schwerverletzt. Er wurde niedergeschossen. Er hat zwei Kugeln im Bauch. Bitte veranlassen Sie alles weitere!«

»Aber…« Die Schwester kam nicht zu Worte.

»Vergeuden Sie keine Zeit! Jede Sekunde ist kostbar.«

»Wie kommen Sie denn hier herein und wieso…?«

»Erklär' ich Ihnen alles später. Ich komme noch mal zurück.« Mit diesen Worten war er schon an der Schwingtür und lief nach draußen.

Die Schwester war wie vor den Kopf gestoßen. Sie war es gewohnt, schnell zu reagieren, aber diesmal war es zu schnell, was man von ihr verlangte.

Sie rannte zur Tür. »Aber so hören Sie doch… bleiben Sie doch hier und…«

Sie starrte auf den hellerleuchteten Weg, aber dort lief niemand mehr.

Die Schwester schluckte, preßte die Augen zusammen und glaubte zu träumen.

Der Mann konnte unmöglich schon den Weg bis zum Tor gelaufen sein. In dieser kurzen Zeit! Hatte er sich etwa in Luft aufgelöst?

Die Frau warf den Kopf herum.

Da stand die Bahre, darauf lag der Verletzte. Kein Traum, keine Halluzination!

Das blasse, bewegungslose Gesicht erschreckte sie. Aus der Bauchwunde tropfte Blut auf die Erde.

Das Bild blieb.

Die Krankenschwester wischte alle Gedanken beiseite. Egal, wie dieser Mann hierhergekommen war, er brauchte Hilfe.

Sie rief Ärzte und Kolleginnen zusammen, und die Bahre wurde schnellstens in den Operationssaal geschoben.

*

Das Skelett bückte sich nach der Pistole.

Da war Macabros wieder im Zimmer.

Mit der Rechten riß er die klapprige Gestalt herum.

Die Knochenarme wirbelten in die Luft. Macabros hob die Waffe auf, nahm die Patronen heraus und schleuderte die Pistole dann in die Ecke, wo das mit zahlreichen dicken Kissen drapierte Sofa stand.

»Damit erreichen Sie gar nichts«, sagte die bösartige Stimme einer Frau. Die Worte kamen aus dem grinsenden Maul des Skeletts. Sie hörten sich schwach und fern an.

»Sie sind also Mistress Owen?« sagte Macabros unbeirrt. »Oder vielmehr das, was von ihr übriggeblieben ist. Ihr Mann war also doch der Gesuchte, den die Polizei nicht gefunden hat. Wo ist er jetzt?«

»Hier«, lautete die erstaunliche Antwort.

Macabros blickte sich in der Runde um. »Ich kann ihn nicht sehen.«

»Das ist eben so, damit müssen Sie sich abfinden. Auch mich werden Sie bald nicht mehr sehen.«

Die Gestalt warf den altmodischen Umhang nach hinten. Der blanke Totenschädel und die knochigen Schultern leuchteten kalt und weiß wie frische Tünche.

»Was ist geschehen, Mistress Owen? Sprechen Sie darüber!« Macabros registrierte, daß die Knochen der ihm gegenüber stehenden Gestalt langsam durchscheinend wurden.

»Warum sollte ich? Sie können doch nichts damit anfangen. Ihr Freund hat es schon versucht. Er wußte auch von James' Rückkehr. Als ich das merkte, ließ ich ihn herein.«

»Um ihn zu töten. Warum?«

»Damit er niemand warnen kann.«

»Warum sollte er jemand warnen?«

»Neugierige Reporter haben meistens die Angewohnheit, über das zu schreiben, was sie erfahren.«

»Und das hätte er nicht tun sollen?«

»Nein. – Noch nicht«, fügte die Knochengestalt einschränkend hinzu.

»Dann war er wohl etwas zu früh gekommen?«

»Ja.«

Das Skelett bewegte sich mit kleinen Schritten auf Macabros zu. Der wich nicht zurück. Die skelettierten Finger streckten sich ihm entgegen.

»In dem Augenblick, als Sie vorhin in die Wohnung stürmten, waren Sie schon eine Verlorener«, flüsterte die gespenstische Stimme in dem hohlen Körper. Es hörte sich an, als würde der Wind in den Knochen säuseln. »Meine Berührung – jetzt wieder – «, zischte die bösartige Stimme, und die Knochenhände stießen in sein Gesicht. Macabros zuckte nicht mal zusammen. » – führt zum Tod! Was James brachte, wird sich ausdehnen, aber das Grauen wird dennoch nicht ausreichen, die anderen abzuschrecken«, wisperte es geheimnisvoll.

»Abzuschrecken? Wovor?«

»Auch hinzugehen. Deshalb bist du doch auch hier, nicht wahr? Ihr hattet euch doch abgesprochen?«

»Ja«, log er, um sie in diesem Glauben zu lassen. Sie sah die Dinge irgendwie anders.

Ein leises, gefährliches Kichern kam aus dem Skelett.

»Ihr seid Narren! Alle! Ich habe dich berührt. Du wirst so werden wie James, so wie ich. Als er nach Hause kam, vertraute er sich mir an. Er war todkrank. Er hatte die Knochensaat mitgebracht. Erst zeigte er sich mir nicht, aber am nächsten Morgen sah ich ihn im Bett liegen, die eine Körperhälfte völlig kahl. Seltsamerweise hatte ich keine Furcht. Ich begriff auch weshalb: ich hatte mich infiziert. James' wahres Aussehen zerfiel innerhalb einer Woche. Als Skelett existierte er noch zwei Tage. Dann war er überhaupt nicht mehr wahrnehmbar. Wir konnten uns noch einige Tage sprechen. Sein Geist füllte noch diese Räume. Aber dann war auch er nicht mehr zu registrieren. Heute bricht mein zweiter Tag an. Vielleicht sind es noch ein paar Stunden, vielleicht auch nur noch Minuten, in denen Sie mich wahrnehmen können. Dann wird es mich nicht mehr geben.« In die Stimme mischte sich ein Unterton, dem eine gewisse Traurigkeit anhaftete. Für einen Moment schien sich Diana Owen ihrer menschlichen Herkunft zu erinnern. »Es tut mir leid«, flüsterte sie plötzlich, und die großen dunklen Augenhöhlen waren auf den Gast gerichtet. »Ich wollte es nicht… ich mußte es tun…« beeilte sie sich hinzuzufügen. Der

Zeitpunkt der Auflösung kam schneller, als sie erwartet hatte.

Durchsichtig wie Glas wurden die Knochen. Durch den Schädel konnte Macabros die Wand dahinter wahrnehmen.

In diesen Sekunden, wo alles in Bewegung geriet, wo sie sich in ein reines Gespensterwesen verwandelte, kam ihr ganzes Menschsein noch mal durch.

»Fliehen Sie aus diesem Haus, ich flehe Sie an! O mein Gott, was habe ich getan? Ich habe einen Menschen erschossen… ich habe den Keim an Sie weitergegeben. Bleiben Sie hier im Haus, verlassen Sie es nicht! Ich habe auch dagegen angekämpft, es ist mir gelungen. Aber der Besuch hätte nicht kommen dürfen… und…«

Kaum noch wahrnehmbar waren die milchigen Umrisse. Das Skelett sah aus, als würde es unter einer ungeheuren Hitzeeinwirkung zerschmelzen.

»Einer ist unterwegs, überzeugt davon, den Fluch des Goldenen Gottes zu überlisten«, raunte es noch. »Aber er schaffte es nicht. Wer es probiert – der ist verloren.«

»Wer ist unterwegs?« Die Andeutung gab Macabros einen Stich.

»Er hat… sich eine Abschrift… gemacht… das Original ist noch…«

Ein grauer Nebelstreif verwehte. Das Skelett existierte nicht mehr!

Lautlos fiel das Gewand auf den Boden, das während der letzten Sekunden – formlos wie von unsichtbaren Fäden gezogen – in der Luft vor ihm hing.

Aus! Totenstille! Er war allein.

Aber Diana Owen hatte gesagt, daß nach der endgültigen körperlichen Auflösung der Geist noch eine Zeitlang weiterexistieren würde.

Es war zu Dialogen zwischen James Owen und seiner Frau gekommen, als der Sailor bereits als Körperwesen nicht mehr existent war.

Doch da bestanden andere Voraussetzungen!

Sie waren beide Infizierte. Er aber sprach auf diese Krankheit nicht an.

Die letzten Worte gingen ihm nicht aus dem Sinn. Er war es gewohnt, aus halbfertigen Andeutungen Schlüsse zu ziehen.

Was hatte Mistress Owen ihm noch sagen wollen?

›Er hat sich eine Abschrift gemacht, das Original ist noch…‹ An dieser Stelle war die Botschaft zu Ende gewesen.

Wer war unterwegs? Wer hatte sich eine Abschrift gemacht?

’Das Original ist noch…’ im Haus? Hatte sie das vielleicht sagen wollen?

Er fing an, die Wohnung zu durchsuchen. Er nahm sich zunächst das Zimmer vor, das neben dem Wohnraum lag und das ihn an ein Museum erinnerte.

Eine Seemannskiste unter der Fensterbank diente als Sitzgelegenheit. Auf selbstgezimmerten Regalen standen viele Bücher. Es handelte sich im Abenteuergeschichten und Schriften über Schiffe. Schon seit jeher hatte die See und die weite Welt auf James Owen eine magische Anziehungskraft ausgeübt.

Macabros machte sich die Mühe, jeden einzelnen Band herauszunehmen, umzukippen in der Hoffnung, daß etwas herausfiel, was für ihn von Nutzen war.

Doch aus den Büchern kam nichts.

Er knöpfte sich die Schubladen des schweren Schreibtisches vor. Gebündelte Briefe und Postkarten, aus aller Herren Länder an Mistress Owen gerichtet, waren dort fein säuberlich aufbewahrt.

Er blätterte sie nur flüchtig durch.

Etwas war im Haus, und er mußte es finden. Er wußte zwar nicht, was es war, aber die Ahnung, nicht aufzugeben, hielt ihn bei der Stange.

Und er fand es! Ein altes, abgegriffenes Tagebuch…

James Owen hatte es geführt. Die Tage auf den Schiffen, auf denen er gedient hatte, waren genau geschildert. Dann kam sein Abschied von einem Dampfer namens »Maiko«. Die »Maiko« hatte in Progreso angelegt. Das war in Mexiko. Ein sterbender, eingeborener Fischer in dem Ort hatte in seiner letzten Stunde dem Seemann aus Southampton ein Geheimnis anvertraut. Er hatte behauptet zu wissen, daß es den Tempel des Goldenen Gottes wirklich gab.

Der Tempel inmitten vom Urwald, sollte einen riesigen, unvorstellbaren Schatz bergen.

Macabros klappte das Buch zusammen, als er entdeckte, daß James Owen an einer Stelle etwas von einem Fluch erwähnte. Den ’Fluch des Goldenen Gottes’. Danach sollte jeder, der in den Tempel eindrang, einen furchtbaren Tod erleiden.

War Owen in dem Tempel gewesen? Hatte er von dort das Grauen mitgebracht?

Macabros hoffte diese Fragen durch das Tagebuch beantwortet zu bekommen.

*

Björn Hellmark löste seinen Zweitkörper auf.

Die feinstoffliche Substanz zog sich in seinen Leib zurück, als würde er durch seine Poren einen hauchzarten Nebel aufnehmen.

Nach dem Buch griff er noch nicht. Es plumpste auf den Boden.

Björn wollte jedes Risiko ausschalten. Mit seinem Originalkörper konnte er sich keine Extravaganzen erlauben. Er war gefährdet wie jeder andere auch, er war ein Mensch aus Fleisch und Blut und das

Risiko, durch das Tagebuch James Owens mit dem unheimlichen Keim infiziert zu werden, bestand für ihn wie für jeden anderen auch.

Er zog sich Gummihandschuhe an und brachte dann das voll mit Erlebnissen steckende Tagebuch in den Keller hinunter.

Nach dem Vorraum kam die exklusive Bar, der schloß sich der Filmraum an, in dem Hellmark seinen Besuchern hin und wieder einen interessanten Streifen aus seiner kostbaren alten Sammlung vorführte.

Ein Raum war besonders gekennzeichnet.

Mit Farbe waren geheimnisvolle Zeichen auf eine Metalltür gezeichnet, die ihre besondere Bedeutung hatten.

Hier in diesem Keller, der wie eine große, geräumige Wohnung wirkte, und nichts von einem Kellergeschoß an sich hatte, gab es den Raum, den Hellmark sich für besondere Zwecke eingerichtet hatte. Anfangs war er wie eine Art Tresor gewesen. Er hatte das Schwert des Toten Gottes, das Buch der Gesetze und den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh hier unten aufbewahrt. Schwert und Buch befanden sich nun auf Marlos, der unsichtbaren Insel zwischen Hawaii und den Galapagos.

Nur der Spiegel befand sich noch in dem Raum, der mit Möbeln und Teppichen eingerichtet war.

Wenn Björn diesen Teil des Hauses aufsuchte, dann bedeutete das, das er über den magischen Spiegel zu den Geister-Höhlen wollte.

Tausende von Meilen wurden im Bruchteil eines Atemzuges überwunden. Die Grenzen zwischen Raum und Zeit wurden durch diesen Spiegel verwischt. Einst war er für ganz andere Zwecke benutzt worden.

Durch ein außergewöhnliches Geschehen jedoch hatte er dieses Exemplar für sich nutzbar gemacht.

Sein Aufenthalt hier unten war heute jedoch nicht dazu gedacht, nach Marlos zu gehen. Dort liefen die Dinge nach Plan. Er hatte den Auftrag dort Unterkünfte zu errichten. Es ging nur langsam vor sich. Rani Mahay, der Koloß aus Bhutan, erstellte einfache Häuser, in denen sich bei den dort herrschenden klimatischen Bedingungen bequem leben ließ.

Die momentan anfallenden Arbeiten konnten sie noch allein bewerkstelligen. Aber es würde die Zeit kommen, da brauchte er Ingenieure und Techniker, welche Kraftwerke und Anlagen schufen, um den Weg zu ebnen für diejenigen, die mal hier leben sollten. Marlos sollte eine bewohnte Welt werden. Hier war jeder, der durch Dämonen bedrängt wurde, frei. Er, Hellmark, war der Herr von Marlos, ohne irgendwelche Herrscherpflichten im herkömmlichen Sinn auszuüben.

Doch das alles lag noch in weiter Ferne und erforderte im Moment keine Entscheidung.

Wichtig allein war in diesem Augenblick die Sache mit der rätselhaften Krankheit und das Geheimnis um den Ort, an dem James Owen gewesen war.

Ehe Hellmark sich ausführlich mit den Tagebucheintragungen befaßte, rief er in jenem Hospital in Southampton an, in das er Phil Anderson eingeliefert hatte und in dessen Isolierstation die Aigens mit Schrecken ihrem weiteren, unentrinnbaren Schicksal entgegensahen.

Hellmark erkundigte sich nach dem Befinden Phil Andersons. Die Operation lief noch, man konnte nichts sagen. Er verlangte, mit Dr. Hiller verbunden zu werden. Dr. Hiller war jener Arzt, der die Aigens persönlich betreute und die fremde Krankheit mit all ihren Risiken erforschte.

Hellmark sprach die Erfahrungen, die er im Haus der Owens als Macabros gemacht hatte, als Vermutungen aus. Er sprach freiweg von den zu Skeletten werdenden Personen und mußte sich zunächst erst mal einen scharfen Protest des Arztes gefallen lassen, der nicht begreifen wollte, wie jemand etwas über die Sache mit der Knochensaat wußte, obwohl strengstes Stillschweigen gewahrt wurde.

Hiller nahm das Ganze als einen Scherz hin, so jedenfalls tat er. Er gab sich sehr selbstsicher, obwohl er es mit einem Mal mit der Angst zu tun bekam.

»Ich habe alle drei gesehen«, beharrte Björn auf seinem Standpunkt. »Aber Sie können sicher sein, daß von mir niemand etwas erfährt. Was ich Ihnen mitteilen möchte, geschieht in Ihrem eigenen Interesse. Die Wahrscheinlichkeit, daß es bei dem Haut- und Fleischverlust plötzlich zu schweren psychischen Störungen kommt, ist sehr groß, Doc. Diese psychischen Störungen führen zu Aggressionen. Davor möchte ich Sie warnen. Als Facharzt für infektiöse Erkrankungen brauche ich Sie nicht extra darauf hinzuweisen, daß größte Sauberkeit und Hygiene von allergrößter Bedeutung ist. Das versteht sich sicher für Sie von selbst. Aber ich möchte Ihnen Hinweise auf das geben, was Sie beim augenblicklichen Stand der Dinge gar nicht wissen können.«

»Und woher wissen Sie es?«

»Darüber kann ich nicht sprechen, Doc, noch nicht!« Björn überzeugte.

Nachdenklich legte Hiller auf. Er wußte nicht, daß er ein Ferngespräch in die Schweiz geführt hatte.

Nachdenklich traf er seine Entscheidungen.

Die Familie wurde getrennt in drei verschiedenen Räumen untergebracht, und alle Gegenstände wurden entfernt, die man in irgendeiner Form als Waffe benutzen konnte.

*

Es war gut, daß Carminia nicht im Haus war. Da konnte er sich manche Erklärungen sparen. Björn Hellmark las Zeile für Zeile.

Das Tagebuch enthielt Enthüllungen, die beachtlich waren. Besonders wichtig erschienen ihm die Ausführungen, die James Owen über den sagenhaften, verfluchten Schatz gemacht hatte. Es gab ausreichend detaillierte Angaben, die einen Archäologen in Erstaunen versetzt hätten.

Was Owen erfahren hatte, ging zurück in die Vorzeit, als das Rasseln der Schildkrötenpanzer und das Kriegsgeschrei der Massen durch die Urwälder Yukatans hallten. Machthungrige Stadtkönige zerfleischten sich im Kampf um die Vorherrschaft. Städte wie Chichen Itza und Uxmal wurden in den Kämpfen arg zugerichtet. Tausende von Flüchtlingen waren unterwegs.

James Owens Zeilen beschworen eine ferne Zeit herauf, als Mayas, Inkas, Azteken und Tolteken in wahnwitzigen Raubzügen sich gegeneinander ausplünderten und ausrotteten.

Die Namen fremder, längst vergessener Städte und Orte tauchten auf, Namen von Königen wurden genannt, die umkamen oder flüchteten. Grausam genau schilderte James Owen die Blutorgien, die den Siegen folgten, als käme es ihm darauf an, keine Einzelheit zu vergessen und peinlichst genau Buch zu führen, um das hier Notierte an anderer Stelle auswerten zu können.

Wörtlich gab er eine ganze Stelle aus der Erzählung des Sterbenden wieder, mit dem er zusammengetroffen war und der ihm aus einem unerfindlichen Grund die phantastisch anmutende Geschichte anvertraut hatte.

»… im dreizehnten Jahrhundert nach Christi tauchen die sieben Stämme der Azteken in Mexiko auf. Es wird geplündert, gekämpft, gebrandschatzt. Ein junger König namens Ucuampochtli besetzt die Stadt Cholpec. Tausende von Kriegsgegnern werden hingeschlachtet. Die Priester waschen die Stufen der Tempel mit dem noch dampfenden Blut der Geopferten, deren Herzen mit schnellen Schnitten aus der Brust geholt werden. Die Sieger toben, der blutrote Schein der Siegesfeuer flackert auf dem Marktplatz von Cholpec. Die verblutenden Krieger auf den Altarstufen werden einfach hinuntergestoßen und Berge von Leichen türmen sich in den Straßen und auf den Plätzen. In Schalen wird das Blut der Opfer gereicht, und es wird mit Wasser und Agavenschnaps gemischt.

Ucuampochtli, der junge neue König ist siegestrunken und merkt nicht, daß sich in der Priesterschaft eine Verschwörergruppe gebildet hat, die den eroberten Schatz des Haupttempels für sich gewinnen will.

In den Kammern lagert zentnerweise das Gold. Ucuampochtli läßt

sich eine Rüstung aus Gold schmieden, einen Helm. Wenn er diese Kleidung trägt, ist er unfähig, sich zu bewegen. Die Rüstung drückt ihn zu Boden. Selbst die Federn, die sein Haupt schmücken, läßt er aus Gold anfertigen und mit wertvollen Emaillefarben gestalten, so daß es aussieht, als trüge er einen wirklichen Federschmuck. Ucuampochtli nennt sich von nun an der Goldene König von Cholpec. Er ist der reichste, der mächtigste. Sein ausschweifendes Leben ruft nun endgültig die Priester auf den Plan, die ihn vernichten wollen. Ucuampochtli muß sterben. Das ist ihr Plan. Einer, der ihnen hörig ist, soll den Thron des Goldenen Königs einnehmen. Aber Ucuampochtli deckt die Verschwörung auf und nimmt blutige Rache. Er selbst ist goldgierig, aber auch die Priester waren es. Ihnen billigt er es nicht zu. Er verflucht sie und läßt sie von seinen Getreuen in der Goldkammer mit goldenen Marterwerkzeugen auf einem goldenen Tisch hinrichten. Einer der Priester verwünscht Ucuampochtli. Er verbannt ihn dazu, für alle Zeiten in den goldenen Kammern zu spuken, gekleidet in seine goldene Rüstung, und für die Zukunft prophezeit er, daß jeder, dem es gelänge, in den Tempel einzudringen, dasselbe Schicksal zu ertragen hätte wie die Priester. Und noch mehr! Das Fleisch würde von den Knochen derer fallen, die die Tempelstätte betreten. Wem die Flucht gelänge, der sei trotzdem verloren. Er wird die Knochensaat weiter tragen in alle Winde und davon künden, welch schrecklich Laster die Gier nach dem Gold sei…«

So lautete es über drei engbeschriebene Seiten hinweg.

An einer Stelle weiter hinten bemerkte er, daß die Stadt Cholpec der Vergessenheit anheimgefallen wäre. Der Dschungel hatte die Stätte überwuchert. Der Tempel lag unter der üppigen Pflanzenschicht und damit das kostbare Gold, das in der Zeit nach dem rätselhaften Verschwinden von König Ucuampochtli, der später nur noch der Goldene Gott genannt wurde, seine Anziehungskraft verlor. Die Spanier hörten davon. Eine von Cortez abgesprengte Gruppe sollte – wenn man den Hinweisen James Owens glauben schenken konnte – den versteckten Tempel gefunden haben. Das sei 1519 der Fall gewesen. Nie wieder hatte man etwas von den Verschollenen gehört.

»Sie fielen den goldenen Messern der rachedürstenden Priester und des verfluchten Gottkönigs zum Opfer«, schrieb James Owen an anderer Stelle.

Eine Legende?

»Nein«, dieses Wort – groß und mehrfach unterstrichen – stach in seine Augen, als er die nächste Seite umblätterte. »Wahrheit, jedes Wort beruht auf Wahrheit! Ich habe den Pfad zum Dschungeltempel gefunden. Die Welt weiß nichts von der Existenz dieser Stätte. Ernest Tragon begleitet mich. Er soll mein Zeuge sein. Wenn wir nur einen Bruchteil des Schatzes mitbringen, ist das genug für uns beide. Mehr

als genug, mehr als für ein Leben.«

Owen verlor sich in Schwärmereien.

»Wir stehen vor dem Tempel«, hieß es anderswo. Er beschrieb ihn genau. »Ein Hügel, ein dicker, grüner Pflanzenteppich. Hier sollen die Reste eines Tempels liegen? Wo ist der Eingang? Wir finden ihn. Flach auf dem Boden liegend wühlen wir uns durch das Geflecht aus Lianen, Blattwerk und Schlingpflanzen. Und dann haben wir ein Loch vor uns, zwei Schritte nur in die Tiefe – und wir stehen im Tempel.«

Die nächste Eintragung war erst drei Monate später datiert. Was war geschehen?

In wenigen Worten sollte Björn Hellmark es erfahren.

»Berge von Gold – und doch gehört nicht ein einziges Gramm mir! Ernest hat es erwischt. Sie liegen auf der Lauer. Die verfluchten Priester und ihr Gottkönig. Sie haben ihm das Herz aus der Brust gerissen, ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Ich konnte fliehen. Aber es ist das Dasein eines lebenden Leichnams. Seit heute weiß ich es genau: Das Fleisch löst sich von den Knochen. Ich sehe nicht, wie es schwindet, sehe es nicht abbröckeln und nicht abfallen. Ich empfinde keine Schmerzen. Es verschwindet einfach, das ist alles… ich trage die Knochensaat in mir… der Fluch der Priester und des verdammten Gottkönigs. Soll ich zugrunde gehen wie ein räudiger Köter? Noch mal Diana sehen! Ich hatte ihr versprochen, eines Tages steinreich zurückzukommen. Vielleicht ist doch noch nicht aller Tage Abend. Es noch mal versuchen, ist das drin? Jetzt, da man weiß, wie es aussieht, eine Möglichkeit zu finden, dem Unheil zu begegnen. Ein letzter Versuch…«

*

Da ist einer unterwegs, Björn dachte wieder an die Worte der Skelett-Frau, die sich in Nichts aufgelöst hatte.

Aber auch James Owen war es so ergangen.

Ein Fluch, der über Jahrhunderte wirksam war, hatte ihn dahingerafft.

Ihn – und Unschuldige. Dorothy Aigens, die unabsichtlich mit Owen in Berührung gekommen war, ihre Mutter, ihren Vater, die wiederum Dorothy berührt hatten.

Die Knochensaat ging auf…

James Owen verlor sich nicht nur in Erklärungen. In dem Tagebuch war auch ein sehr detaillierter Plan zu finden. Der Weg von Peto aus in den Dschungel. Owen hatte für zehn Meilen eine ganze Woche gebraucht. Nur zehn Meilen von Peto entfernt lag der Aztekentempel, und die Fachwelt wußte nichts davon. Es war ein Hohn!

Von diesem Original-Plan war eine Kopie angefertigt worden. Diana Owens Skelett hatte ausdrücklich davon gesprochen, daß das Original noch vorhanden sei.

Jemand war unterwegs…

’Es noch mal versuchen’, kam es Hellmark wieder in den Sinn. So hatte James Owen geschrieben. War dies ein zweiter Versuch? Aber das konnte doch nicht sein…

Er merkte, wie er den Gedanken, den er suchte, nicht fassen konnte.

Nichts war endgültig. Nur eins war sicher: Die Gefahr war in vollem Gang, und kein Mensch ahnte, wie brenzlig die Situation bereits war.

James Owen hatte den Grundstein gelegt. Durch Phil Anderson konnten unter Umständen weitere Ansteckungen vorkommen.

Jenseitige Kräfte waren den Aztekenpriestern zugute gekommen. Seine Vorahnung zeigte sich berechtigt.

Nahm die Gefahr zu?

Er mußte es ergründen und diesem Nest, in dem finstere Kräfte wirkten, auf die Spur kommen.

Er wollte es gleich tun, begutachtete Owens Plan und konzentrierte sich auf die Stelle, an der sich jener dschungelüberwucherte Hügel befand.

Der nächste Gedanke war – dort zu sein.

Aber es geschah nichts.

Sein Doppelkörper entwickelte sich nicht! Er empfing nicht die geringsten Einflüsse. Die Bilder, die er über seine Teleaugen durch Macabros aufnahm, blieben dunkel, weil Macabros nicht an dem Ort aktiv wurde.

Was war passiert?

Ein eisiger Schreck durchfuhr ihn. Er wußte, daß im Zustand großer Erschöpfung oder nach mehrmaligem Aktivieren seiner besonderen Fähigkeiten ein solcher Zustand eintreten konnte und sein Doppelkörper nicht entstand.

Aber er war nicht erschöpft! Er war nicht zu lange mit Macabros unterwegs gewesen, als daß seine Kräfte überstrapaziert worden wären.

Was ging hier vor?

Verlor sich seine Gabe wieder?

Der Gedanke daran erschreckte ihn. Er hatte gerade erst angefangen, sie sicher zu beherrschen und sich daran gewöhnt, an zwei Orten zu gleicher Zeit zu sein. Ein uralter Traum der Menschen! Bei ihm war dieser Traum in Erfüllung gegangen.

»Al Nafuur«, dachte er unwillkürlich. »Was ist los?«

Er lauschte in sich hinein, aber Al Nafuur machte sich nicht

bemerkbar.

Das war meistens ein bedenkliches Zeichen.

*

Er schüttelte die trüben Gedanken ab und konzentrierte sich auf das, was notwendig war.

Wie lange war der andere unterwegs, was hatte er inzwischen erreicht? Diese Fragen waren lebensnotwendig geworden für die Unschuldigen, die nicht wußten, was durch diese Expedition in der toten Stadt Cholpec sich entwickeln konnte.

Hellmark aber steckte nicht auf. Er kannte die Umstände und wußte den Weg, den James Owen gegangen war, und wollte diesen nachvollziehen.

Er war ein Mann schneller Entschlüsse.

Zuerst kopierte er den Plan und die letzten Seiten des Tagebuchs. In eine Folie schlug er es ein, wischte mit einer Desinfizierlösung über die Tischplatte und schloß dann das eingewickelte Buch weg.

Seine Handschuhe vernichtete er.

Das war der erste Teil. Dann ging er nach Marlos und passierte den Spiegel. Die Glaswand gab nach, als ob er eine senkrecht stehende Wasserfläche durchschreite.

Dahinter gab es keine Wand und keine Nische. Hellmark gelangte direkt zur obersten Stufe der Pyramide, auf der die steinernen Throne standen. Darauf saßen die farbenprächtig gekleideten Toten einer fernen Zeit. Das war eine Gruft besonderer Art. Hier würde auch sein Leben mal ein Ende finden. Die Spitze der Pyramide zeigte einen steinernen Sitz, der für ihn reserviert war. So war es vorgesehen.

Ob alles planmäßig verlief, stand in den Sternen. Die Mächte der Finsternis, besonders Molochos und seine Schwarzen Priester und Dämonendiener machten ihm das Leben nicht gerade leicht. Schon mehr als einmal war er mit knapper Mühe davongekommen.

Björn Hellmark eilte die Stufen hinab. Laut hallten seine Schritte durch den Felsendom. Eilig lief er aus der Höhle und kam in die Bucht. Von hier aus stieß eine Felsnase spitz ins blaue Meer hinein.

Hinter dem Felsvorsprung lag der weiße Sandstrand. Palmen säumten das Ufer, ein sanfter, warmer Wind wehte vom Meer her.

Hellmark mußte eine kleine Anhöhe emporsteigen. Dahinter, zwischen einem Meer von Palmen und Blumen, standen verstreut einige strohgedeckte Hütten. Sie waren holzfarben gestrichen, wirkten hell und freundlich.

Dort drüben war ein Mann damit beschäftigt, ein Brett anzunageln. Hell und klar hallten die Schläge durch die frische, würzige Luft. Hier war noch Natur. Kein Benzingeruch, keine Abgase. Auf Marlos würde

es wahrscheinlich auch nie Straßenverkehr im herkömmlichen Sinn geben.

Ein gefährliches Knurren bremste Hellmarks Lauf.

Hinter hüfthohem Gras tauchte ein brauner, mit dunklen Streifen versehener, geschmeidiger Körper auf.

Eine Raubkatze!

Björn hatte Respekt vor diesem Tier. Die Tigerkatze blickte ihn aus großen, bernsteinfarbenen Augen an.

»Rani!« brüllte Hellmark kurz und hart.

Der Nagler hörte sofort auf. Der seltsame, einsame Mann kam Hellmark mit großen Schritten entgegen.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte der zwei Meter große und zwei Zentner schwere Inder. »Wie oft soll ich dir das noch sagen.«

»Daß ich keine zu haben brauche, das weiß ich, aber es ist fraglich, ob das auch die Hauskatze da weiß. Ich bin da immer noch ein bißchen vorsichtig.«

Die Hauskatze war immerhin ein Tiger, der in freier Wildbahn aufgewachsen war. Chitra hieß das Tier, es war ein Weibchen. Sie war ein Überbleibsel aus Rani Mahays glorreicher Vergangenheit. Der Inder war als Zirkussensation aufgetreten. Als Koloß von Bhutan hatte er undressierte Wildkatzen mit dem bloßen Willen bezwungen. Bei dieser Gelegenheit hatte Carminia Brado den Exoten kennengelernt, der aussah wie ein Koloß, ohne unförmig und fett zu wirken.

Rani hatte eine Haut wie Bronze, und auf seinem kahlrasierten Schädel spiegelte sich die Sonne.

»Hierher Chitra«, sagte Mahay. Die Katze blieb schnuppernd stehen, wandte dann den Kopf, fauchte leise und strich dem Inder wie ein Haustier um die Beine. Mahay tätschelte den prachtvollen Vierbeiner.

»Wir verstehen uns von Tag zu Tag besser«, erklärte er. »Zwang ist fast nicht mehr drin. Wir mögen uns einfach.« Er strahlte.

»Ich habe ein Attentat auf dich vor«, sagte Björn ohne Umschweife.

»O weh«, entfuhr es Rani. »Wenn du schon so anfängst, dann wird's in der Tat gefährlich. Was gibt's?«

»Wir haben eine kleine Reise nach Mexiko vor. In die Urwälder von Yukatan.«

»Was ist jetzt passiert? Hast du ein Zeichen von Molochos empfangen?« Rani war über alles unterrichtet.

»Vielleicht steckt Molochos dahinter, vielleicht auch etwas anderes. Das weiß ich noch nicht. Nur eins steht fest: etwas Normales geht dort nicht vor.«

»Ich bin selbstverständlich mit von der Partie.«

»Wir werden voraussichtlich nicht allein gehen. Ich habe vor, zwei Herren einzuladen.«

»Wer ist das?« fragte Mahay verwundert.

»Professor Thury und Alan Forster. Der eine ist Archäologe, der sich besonders durch wissenschaftliche Veröffentlichungen über Machu Picchu und Chichen Itza hervorgetan hat, der andere war sein Begleiter und hat die eindrucksvollsten Fotos geschossen, die je von diesen Stätten gemacht wurden.«

Mahay zog die Augenbrauen in die Höhe. »Du bist das reinste Lexikon. Noch nie etwas von den beiden gehört.«

»Du interessierst dich mehr für das Halten wilder Tiere. Da kann ich nicht mitreden.«

»Eben. Daran hab' ich gar nicht gedacht. Dann bin ich ja gar nicht so dumm wie ich aussehe. Dann werden wir also zu fünft sein, Björn.«

Hellmark stutzte. »Du hast dich verzählt, Rani. Zwei und zwei – na, das weißt du doch«, frotzelte er.

»Gibt vier, richtig. Aber du hättest zwei und drei rechnen sollen. Hier«, er klopfte dem Tiger gegen den Hals, »das Mädchen nehm' ich selbstverständlich mit. Urwald von Yukatan, Chitra wird sich wie zu Hause fühlen. Hier die paar Gräser, das ist doch ein Hohn, Chitra würde lachen, wenn sie könnte.«

*

Es war der vierte Tag seit dem Aufbruch.

Als es dunkelte, schlugen sie ihr Lager auf.

Beiden Männern sah man die Strapaze der letzten Tage an. Trotz hervorragender Sprays und anderer Tricks, derer sie sich bedienten, waren sie zerstochen.

»Ich muß verrückt gewesen sein, als ich mich entschloß, mitzukommen.« Fred Delware knallte den verschwitzten Schlapphut zu Boden und ließ sich einfach ins Gras fallen. Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es immer noch nicht fassen: kommt da vor einer Woche ein Telegramm, in dem steht: ›Bin einer großen Sache auf der Spur. Stop. Hast du Lust mitzukommen? Stop. Entweder wir kommen als Millionäre zurück – oder überhaupt nicht mehr. Stop. General.‹ – Da hast du ein Ding losgelassen, wirklich, General.«

So hatten sie ihn immer genannt: General. Kein Mensch hatte ihn je bei seinem wirklichen Namen genannt.

Wenn irgend etwas entschieden wurde, wenn einer einen guten Gedanken hätte, dann kam er vom General. So hatte sich der Name entwickelt. Auf keinem einzigen Schiff hätte man ihn jemals mit Mister Owen angesprochen oder ihn freundschaftlich beim Vornamen gerufen. Er war der General und damit basta! Das drückte sowohl Respekt als auch Freundschaft aus. Er war immer der erste Mann an der Spitze gewesen, und so war es auch diesmal wieder.

Delware wischte sich über sein verschwitztes Gesicht und griff dann nach seinem Wasserbehälter. Langsam und genußvoll trank er. Die Brühe war ziemlich warm, aber das störte ihn nicht. Er goß sich einen kräftigen Strahl abschließend über das Haupt und verrieb die Flüssigkeit im Gesicht. Unter Wassermangel hatten sie zum Glück nicht zu leiden.

Erstens hatten sie ausreichend Vorräte dabei, und zweitens befand sich in ihrem Gepäck eine Wasseraufbereitungsanlage, mit der sie aus jedem dreckigen Sumpfloch trinkbares Wasser machen konnten.

»Sie sehen nicht sehr glücklich aus«, murmelte der General, der sich mit seinen langen Beinen neben Delware niederließ. Delware war ein richtiger Tramp, ein Mann mit dunklem, etwas verwildertem Haar, das ihm ständig in der Stirn hing und einem gedrungenen, muskulösen Oberkörper. Delware stammte aus Texas.

Der Amerikaner hatte alle möglichen Berufe durchgemacht und war eigentlich nie richtig seßhaft geworden. Er war Farmarbeiter und Geschirrspüler gewesen, hatte sich als Pelzjäger im Norden Kanadas versucht und Robben am Nordmeer geschossen. In seinem Leben hatte er mehr Schiffsplanken unter den Füßen gespürt als festen Boden. Nie hatte er es jedoch lange auf demselben Dampfer ausgehalten. Er hatte oft die Fahne gewechselt. Auf einer dieser Reisen machte er Owens Bekanntschaft, doch ihre Wege hatten sich nach zweieinhalb Jahren wieder getrennt. Mit dem General verband ihn manche schöne Stunde und manch aufregendes Abenteuer. Sie waren beide begeisterungsfähig und sehr spontan in ihren Entscheidungen.

Fred Delware war zweiundvierzig. Er schien vor zwei Jahren, als er sich entschloß, vernünftiger zu leben, überzeugt davon gewesen zu sein, daß die unruhigsten Jahre seines Lebens nun vorbei seien. In einer alten Blockhütte in Arizona, in der Nähe einer Farm, hatte er sich angesiedelt und schriftstellerte. Aus dem reichen Schatz seiner Erlebnisse glaubte er genügend schöpfen zu können, das einen ganzen Band voll seltsamer Abenteuer hergab. Mit dem Eintreffen des Telegramms vom General jedoch war es mit der Ruhe vorerst aus und Delware hatte sich selbst gewundert, wie schnell er noch Entscheidungen treffen und sich mitreißen lassen konnte.

Der Amerikaner folgte dem Blick des Freundes und beobachtete die fünf eingeborenen Träger, die auf dem Lagerplatz eintrafen. Die Männer waren durchweg gut gebaut und sahen kräftig aus. Ihre Gesichter waren scharf geschnitten, und man sah ihnen an, daß in ihren Adern noch das Blut ihrer indianischen Vorväter floß.

»Nein, glücklich sehen sie nicht aus«, mußte Delware dem Mann an seiner Seite bestätigen. »Aber hast du jemals schon einen arbeiten sehen und gleichzeitig einen glücklichen Gesichtsausdruck dabei beobachtet? Ich nicht! Sie werden zwar gut von dir bezahlt, du hast

dich nicht lumpen lassen, General, aber sie müssen eben arbeiten.«

Der hagere Mann, der Delware auch im Sitzen um einen ganzen Kopf überragte, blickte aus dunklen, sezierenden Augen auf die fünf braunhäutigen Gestalten, die ihre Last absetzten und ziemlich still beisammen hockten.

Die Lasten bestanden zur Hauptsache aus faltbaren Metallbehältern, in denen das Gold abtransportiert werden sollte. Nur ein Drittel des Gepäcks bestand aus Konserven, Wasservorräten, Zigaretten und Vitaminpräparaten. Die notwendigsten Medikamente wie Antibiotika, schmerzstillende Mittel und Präparate zur Wundbehandlung befanden sich ebenfalls im Gepäck.

Der General winkte den Führer der Gruppe aus Peto heran.

»Señor?« fragte Amag mit ruhiger Stimme.

»Lassen Sie Zigaretten austeilen, Amag. Die Männer haben sich tapfer gehalten. Aber sagen Sie, bedrückt sie etwas?«

»Nein, Señor, nicht daß ich wüßte.«

Der Hagere ließ sein Gegenüber nicht aus den Augen. »Habt ihr – Angst?« fragte er direkt. Seine hervorragenden spanischen Sprachkenntnisse kamen ihm zugute.

»Nein, Señor.«

Es dunkelte. Der General und Delware sahen nicht jede Regung in den braunen Gesichtern.

»Gut, Amag! Nimm Zigaretten und bereite dann das Essen vor!«

»Si, Señor.«

»Mir gefallen die Burschen nicht«, knurrte der General und ließ den Blick in die Runde gehen. »Ich spüre so etwas. Je näher wir dem Dschungeltempel kommen, desto unruhiger werden sie. Bei diesen Burschen weiß man nie, was sie denken und wissen, Fred.«

Delware kniff die Augen zusammen. Ihnen gegenüber hockten die fünf Männer aus Peto und zündeten sich Zigaretten an. Kleine Punkte begannen in der Dunkelheit zu glühen.

»Meinst du, sie lassen uns im Stich, General?«

»Das wäre nicht gerade tragisch, aber unangenehm, Fred. Man sollte mit soviel Trägern wie möglich hierherkommen, das habe ich aus einem Fehler erkannt. Einer allein kann nicht viel ausrichten. Kistenweise muß man es wegschaffen.«

»Du bist dir deiner Sache so sicher. Hast du den Schatz denn schon gesehen, General?«

»Es gibt ihn. Ich weiß es. Das muß dir genügen, Fred«, erhielt er zur Antwort, und um die schmalen, energischen Lippen des Mannes aus Andover zuckte es.

*

Weder der General noch Delware verzichteten auf ihre Gewehre, als sie in die Schlafsäcke schlüpften.

Wilde Tiere und Schlangen in diesem sumpfigen Dschungel konnten jederzeit auftauchen, und dann kam es darauf an, wer schneller reagierte. Es ging ums Überleben.

Außerdem wollten die beiden Männer auch vor anderen Überraschungen gefeit sein. Niemand wußte, was noch alles auf sie zukam.

In der Nacht schlug Fred Delware plötzlich die Augen auf. Von einer Sekunde zur anderen war er hellwach und wußte: hier stimmt etwas nicht.

Er richtete sich auf, und wie von selbst zog er das Gewehr mit in die Höhe.

Sein Blick ging von der Bodenwelle, auf der er lag, über den etwas tiefer liegenden Lagerplatz. Dort hätten sich die Schlafsäcke mit den Eingeborenen befinden müssen.

Hätten…

Aber sie waren nicht da.

»General!« stieß Delware hervor und griff mit der Rechten neben sich. Er griff prompt ins Leere.

Der General fehlte!

Delware sprang auf die Beine.

Wie eine Flut strömten die Gedanken und Eindrücke in sein Bewußtsein.

Was war passiert?

Er lief auf den Lagerplatz. Die Schlafsäcke waren leer. Die Proviant- und Transportkisten lagen fein säuberlich aufeinander gestapelt an Ort und Stelle, als warteten sie darauf, nur aufgenommen und weggetragen zu werden.

Die Träger weg, der General weg – was war passiert?

Delware preßte die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen.

Er warf einen Blick auf seine Uhr und stutzte. Erst wenige Minuten nach Mitternacht?

Das konnte doch nicht sein! Das würde bedeuten, daß er erst gute zwei Stunden geschlafen hatte.

Es kam ihm viel länger vor.

Die Uhr stand.

Fred Delware blickte sich erregt in der Runde um. Er konnte sich nur einen Reim auf die ganze Geschichte machen: die Träger hatten gewartet, bis die beiden Weißen eingeschlafen waren, um dann heimlich im Schutz der Nacht unterzutauchen.

Der General hatte es gefühlt. Irgend etwas im Verhalten der Träger war ihm aufgefallen, was Delware nicht bewußt geworden war.

Hatten sie den General mitgenommen – und ihn allein hier in der

menschenbedrohenden Wildnis zurückgelassen?

Er schluckte. Er war einiges gewöhnt, aber der Gedanke an eine solche Möglichkeit gruselte ihn.

Er kannte sich hier nicht aus und hatte alles dem General überlassen, der sehr genau unterrichtet war und vorbereitet schien. Auf dem halben Weg von Peto hierher hatte er sogar gewußt, daß sich sieben Meilen weiter westlich, also links von dem Pfad, den sie in den Dschungel schlugen, eine kleine Ortschaft befand, deren Namen auf keiner Karte verzeichnet war. Dieses Nest bestand nur aus acht oder zehn Hütten und mit Blattwerk gedeckten Häusern. Er wunderte sich selbst, daß er sich gerade über diesen Ort, den er noch nie gesehen hatte, nun Gedanken machte. Er ertappte sich bei der Überlegung, ob er nach dort aufbrechen sollte, wenn alles zu Ende war und er den Weg zurück nach Peto nicht fand. Aber dann verwarf er den Gedanken ebenso schnell wieder, wie er ihm gekommen war, und schalt sich einen Narren, daß er überhaupt so etwas in Betracht zog.

Die Träger waren weg – der General würde ihren Aufbruch bemerkt haben. Der General war bewaffnet und ihnen auf den Fersen. Das erschien viel logischer und vernünftiger. Daß dem General etwas passiert sein könnte – dieser Gedanke war absurd. Dieser Mann war nicht zu überlisten, er wußte stets genau, was er wollte.

Ein Zweig knackte.

Delware warf den Kopf herum.

»General?« fragte er heiser und näherte sich der Stelle, das Gewehr im Anschlag. Doch niemand antwortete. Wahrscheinlich war es ein Nachttier oder eine Schlange. Delwares Augen befanden sich in stetiger Bewegung.

Fred Delware verließ den Lagerplatz. Kaum sickerte Sternenlicht durch das dichte Blätterdach des Dschungels. Rundum wisperte und raunte, summte und gurgelte es. Überall war Leben. Der Urwald war nie tot.

In der Nacht wurde einem das stärker bewußt als am Tag.

Delware entfernt sich nur so weit vom Lagerplatz, daß er nicht das Risiko einging, den Rückweg zu verfehlen. Einen zweiten Weg gab es nicht. Um zu dem geheimnisvollen Tempel der versunkenen Dschungelstadt Cholpec zu gelangen, mußten sie erst eine Bresche in den Busch schlagen und Meter für Meter sich vorkämpfen. Das kostete Kraft und Zeit.

Geknickte Zweige fielen ihm auf. Er verharrte in der Bewegung. Diesen Weg waren sie doch noch gar nicht gegangen!

Er hielt den Atem an und betrachtete die Bruchstellen.

Die Nacht war feucht, und Delware spürte die Nähe des Sumpfes. Er wußte durch den General, daß noch eine sumpfreiche Strecke vor ihnen lag und viele Spanier, die zwischen dem fünfzehnten und

sechzehnten Jahrhundert auf der Jagd nach dem sagenhaften Gold waren, den Tod fanden, weil sie sich nicht auskannten.

Wieder das Knacken… Ganz dicht vor ihm…

Da sah er den Schatten. Eine Gestalt. Delware riß die Waffe hoch. Sein Spanisch war zu schlecht, als daß er das hätte ausdrücken können, was ihm durch den Kopf ging. Ein paar abgehackte Worte drangen über seine Lippen.

»Hola… quién es?… Amag?«

Die Gestalt war nur durch ein Gebüsch von ihm entfernt.

Delware lenkte den Strahl der Taschenlampe nach oben. Er sah ein junges, breites Gesicht und dunkle Augen. Lang und ungepflegt waren die blauschwarzen Haare, die das jugendliche Gesicht rahmten und weit bis auf die Schultern hinabreichten, so daß der Amerikaner im ersten Moment sein Gegenüber für eine Eingeborene hielt. »Quién es tu?«

Er hatte diesen Menschen nie gesehen. Er gehörte nicht zu den Trägern.

Wie kam er hierher? Mitten in der Nacht? Was für eine unsaubere Sache ging hier vor?

Sein Gegenüber hob die Hand.

Delware sah nur den Schatten. Der Amerikaner ging kein Risiko ein. Er begriff die Situation nicht und sagte sich: erst schießen und dann fragen!

Er zog den Abzughahn durch.

Der langhaarige Eingeborene spreizte die Finger.

Es gab einen dumpfen Knall.

Die Kugel kam mit einem merkwürdigen Laut aus dem Lauf. Der Lauf aber war in dem Augenblick, als sein jugendlicher Gegenüber die Hand hob, nicht mehr so, wie er sein mußte.

Er war verbogen, als wäre er plötzlich unter dem Einfluß gewaltiger Hitzeeinwirkung weich geworden.

Delware fielen fast die Augen aus den Höhlen.

Spuk! Hexenwerk!

Zum ersten Mal in seinem Leben wurde er mit Übersinnlichem konfrontiert.

*

Er wankte zurück, und der Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Die Gestalt vor ihm war verschwunden. Sie tauchte im Dunkel unter, er hörte das Blattwerk rascheln und Zweige knacken.

Was war das für eine Nacht! Nichts mehr stimmte…

Er hatte nie in seinem Leben Furcht gekannt. Aber plötzlich war sie da. Dinge, die er sich nicht erklären konnte, versetzten ihn in Angst.

Er sah sein verbogenes Gewehr und mußte an seine stehengebliebene Uhr denken. Waren hier die gleichen Kräfte freigeworden – parapsychologische Kräfte?

Er hatte davon gehört und gelesen, so etwas sollte es geben.

Sein Hirn war angefüllt mit Fragen und Überlegungen, doch die Zeit, die ihm noch vergönnt war, reichte nicht mehr aus, Klarheit über das Geschehen zu gewinnen.

Rückwärts taumelte er auf den Lagerplatz. Instinktiv fühlte er, daß jemand hinter ihm stand. Er warf sich herum.

Was er sah erfüllte ihn mit Entsetzen, obwohl das Bild wenig erschreckend war, das sich seinen Augen bot.

Ein Mensch stand da. Er war zwei Köpfe kleiner als Delware. Er war ganz in eine Goldrüstung gehüllt.

»Der… Goldene Gott…!« entfuhr es Delware.

Die Gestalt aus einer Sage war zum Leben erwacht. Der General hatte dem Amerikaner in allen Einzelheiten von den Hintergründen berichtet.

Hier erlaubte sich einer einen Scherz. Ein König, der vor Jahrhunderten von seinen eigenen Blutpriestern verflucht worden war, konnte nicht zurückkehren.

Eine Halluzination!

Er reagierte und wollte es genau wissen.

Er drückte ab. Die Kugel, die nicht durch den stark verbogenen Lauf konnte, wurde zum Rohrkrepierer.

Der Lauf platzte. Es ratschte häßlich, und eine Stichflamme schoß aus den Spalten.

Delware ließ erschreckt das Gewehr fallen.

Der Fremde mit der Goldrüstung stand direkt vor ihm.

Der Amerikaner war geblendet von der Helligkeit des Goldes und sah vor lauter Gold nicht, daß da noch etwas war, das ihm gefährlich wurde.

Ein goldenes Opfermesser, wie es Aztekenpriester vor Zeiten benutzt hatten, um die vorbereiteten Opfer zu töten. Es war nur ein kaum vernehmbares Geräusch, und die Spitze bohrte sich tief in seinen Leib.

Delware brach gurgelnd zusammen.

*

Der zweite Schuß!

Der General beschleunigte seinen Lauf, so gut es ihm unter den gegebenen Umständen möglich war.

Schon der erste Schuß, der die Dschungelnacht zerrissen hatte, veranlaßte ihn dazu, die Verfolgung aufzugeben.

Es hatte doch keinen Sinn! Amag und die vier Indios aus Peto kannten hier jeden Fußbreit Boden und waren ihm weit überlegen.

Das Gesicht des hageren Mannes war wie aus Stein gemeißelt. Er hatte geahnt, daß etwas schiefgehen würde. Die Eingeborenen gefielen ihm seit gestern nicht mehr. Sie wollten nicht zu jenem Ort, den er als Cholpec kannte und an dem sich die Reste des sagenhaften Tempels befanden.

Angeblich wußte niemand etwas davon, aber sie logen alle. Die Indios in dieser Gegend würden immer den Außenstehenden ein Rätsel sein.

Die meisten konnten nicht lesen und schreiben, aber die Geschichten, die sie von Kind auf mitbekamen und die mündlich weitergereicht wurden, enthielten mehr als alle Geschichtsbücher zusammen.

In den Legenden und Sagen lebten die Götter und Dämonen, und ferne Ereignisse schienen Wirklichkeit zu sein. Götter und Dämonen waren auf der Erde gewandelt. Die Menschen hatten Kontakt mit ihnen gehabt.

Der General brach durch die Büsche. Er schien Nachtaugen zu haben, so sicher fand er zurück.

Auf dem Lagerplatz stimmte etwas nicht. Wenn Fred zweimal geschossen hatte, dann war er in Bedrängnis geraten.

Waren die Indios auf Umwegen ins Lager zurückgekehrt? Aber weshalb? Hatten sie andere mitgebracht, die irgendwo im Dschungel auf der Lauer gelegen hatten und sollten nun die beiden Weißen niedergemacht und ausgeraubt werden?

Man muß mit allem rechnen, wenn man sich auf einer solchen Reise befand.

Er durchbrach das Gebüsch.

Der Lagerplatz!

Alles leer…

Auf der Bodenwelle lagen die beiden Schlafsäcke. Der General erkannte sofort, daß auch der Delwares leer war.

Da sah er im Schatten auf der gegenüberliegenden Seite der flachen Mulde etwas liegen.

Delware!

Der General begann zu rennen. Er stolperte über etwas Hartes und dachte an einen Ast. Doch es war ein verbogenes, geplatztes Gewehr.

Den Hageren durchfuhr es siedendheiß.

Er ging in die Hocke. Delware lag mit dem Gesicht zur Erde und rührte sich nicht mehr. Der General drehte den Freund herum, und ein eisiger Schrecken durchfuhr ihn.

Ein grauenvoller Anblick!

Fred Delwares Hemd war vorn aufgerissen, seine Brust geöffnet.

Ein großes Loch klaffte dort – und das Herz fehlte!

*

Der General inspizierte die Umgebung, aber es gab keine Spuren, die darauf hinwiesen, daß sich noch jemand in der Nähe befand.

Er warf den Blick auf seine Uhr.

Sieben Minuten nach Mitternacht. Das kam ihm merkwürdig vor. Er hätte geschworen, daß es viel später war. Er konnte sich auf sein Zeitgefühl verlassen.

Der General drehte die Hand des Toten herum und warf einen Blick auf das Zifferblatt von Delwares Uhr. Auch sieben nach zwölf!

Standen die Uhren?

Der General hielt sich eine nach der anderen ans Ohr. Sie tickten, aber er konnte nicht wissen, daß Fred Delwares Uhr vor vier Minuten erst wieder zu ticken begonnen hatte.

*

Er holte einen Spaten aus dem Gepäck, hob eine Grube aus, setzte den noch warmen Körper bei, deckte ihn mit den flachen Bauteilen der Plastik- und Metallkisten ab und schüttete dann wieder die Erde darüber. Während dieser Tätigkeit ließ er nicht in seiner Aufmerksamkeit nach und achtete auf Geräusche, die nicht in das allgemeine Wispern, Raunen und Rauschen paßten.

Aber da gab es nichts, das verräterisch gewesen wäre.

Nachdenklich und ratlos hockte der General mit dem Rücken gegen einen Baum und starrte mit stumpfem Blick auf den verlassenen Lagerplatz, das hügelige Grab und die herumstehenden Behälter, die er zurücklassen mußte. Er stand vor einem ganz neuen Problem: Er war allein! Vorbei war der Traum vom grenzenlosen Reichtum. Nun mußte er sich mit dem begnügen, was er selbst schleppen konnte. Aber auch das würde noch genug sein. Das, was bisher geschehen war, reichte nicht aus, ihn in die Flucht zu schlagen. Doch er war zäh und besaß Durchhaltevermögen.

Er starrte auf das verbogene und geplatzte Gewehr, das vor seinen Füßen lag.

Der General konnte sich nicht erklären, wie es dazu gekommen war. Sein Gewehr lag entsichert auf den Knien und der Finger um den Abzug.

Ihn sollte das Unbekannte, Unerklärliche nicht überraschen.

Er würde vorsichtiger und geschickter sein… Einen Mann wie ihn konnte man nicht so leicht überlisten.

Er bemühte sich, nur etwas vor sich hinzudämmern und nicht fest

einzuschlafen. Er brauchte Ruhe. Der Weg, den er bei Tagesanbruch einschlagen wollte, kostete wieder Kraft. Und jetzt war er allein.

Er sackte weg. Seine Muskeln entspannten. Das Gewehr auf seinen Knien rutschte tiefer.

Genau ihm gegenüber tauchte ein Schatten auf. Der junge Indio, den Fred Delware gesehen und auf den er in seiner Unwissenheit geschossen hatte, stand dort mit unbeweglichem Gesicht und starrte herüber zu dem Schlafenden.

Der Eingeborene war höchstens fünfzehn oder sechzehn Jahre alt.

Seine dunklen Augen blickten ernst und mißtrauisch.

Es war der Augenblick, da die Uhr des Generals zum zweiten Mal in dieser Nacht stehenblieb.

Es hing mit der Nähe des jungen Indios zusammen…

*

Wenn Björn Hellmark sich etwas vornahm, dann führte er es durch bis zur letzten Konsequenz.

Seine Fähigkeit, schnell zu entscheiden und gut zu organisieren kam seinem abenteuerlichen und ungewöhnlichen Lebensstil zugute.

In seinem Leben kam es oft darauf an, von einer Sekunde zur anderen umzudenken.

Hellmark hatte noch am gleichen Tag nach den Vorfällen in Southampton und Andover telefonischen Kontakt zu Professor Richard Thury und Alan Forster, dem Fotografen, aufgenommen. Er hatte Ausschnitte aus dem Tagebuch des Sailors mitgeteilt und die beiden Herren in seinen Bungalow nach Genf eingeladen. Er hatte durchblicken lassen, daß ihm ernsthaft daran gelegen war, herauszufinden, was in der Niederschrift echt und was erfunden war.

Es gelang ihm, sowohl Thury als auch Forster neugierig zu machen. Seine Fähigkeit zu überzeugen und die richtigen Worte auch für schwierige Dinge zu finden, kam ihm zugute.

Er gab zu verstehen, daß er für die Anreisekosten und überhaupt für alle Kosten aufkäme, die mit der überstürzten Expedition in Zusammenhang standen.

Professor Thury, der Erfahrung in der Zusammenstellung solcher Expeditionen hatte, wurde beauftragt, die wichtigsten Dinge zu ordnen. Die notwendigen Nahrungsmittel, Medikamente und Ausrüstungsgegenstände sollte dieser Mann besorgen, der nicht zum ersten Mal im Dschungel von Yukatan gewesen war.

Thury hielt das Ganze natürlich für einen schlechten Scherz. Telefonisch ließ sich viel Unsinn anrichten. Doch Hellmark veranlaßte einen Anwalt in den Staaten, den er persönlich kannte, Thury persönlich die Richtigkeit der Vorschläge zu bestätigen, damit der

Professor und Alan Forster nicht annahmen, das alles sei nur ein schlechter Witz.

Hellmark lud beide Herren umgehend in sein Haus ein. Zu der Aussprache kam es bereits zwanzig Stunden später.

Hellmark drängte auf äußerste Eile. Und da Thury und Forster nun sicher waren, daß alles seine Richtigkeit hatte, begriffen sie auch das Tempo, das der Millionär forcierte.

Es ging darum, eine Gefahr im Keim zu ersticken.

Von dem sagenhaften Aztekentempel war eine Saat ausgestreut worden, die noch schlimme Folgen haben konnte.

Immer wieder fiel in den ersten Vorgesprächen im Kaminzimmer des Luxusbungalows der Name James Owen, der den Aztekentempel ausfindig gemacht hatte und sofort fündig geworden war. Er war davongekommen, ohne allerdings auch nur ein Körnchen Gold mit nach Hause zu bringen.

Sein Begleiter Ernest Tragon hatte den Tod gefunden, inmitten der legendären Goldkammer.

Das alles Klang wie ein Märchen, und doch zweifelten die beiden Besucher nicht mehr daran, daß jedes Wort stimmte, das Owen in sein Tagebuch schrieb.

Besonders Thury wußte viele Beispiele dafür anzuführen, daß zur Zeit der großen Auseinandersetzungen zwischen den Stadtkönigen der Mayas, Inkas und der zahlreichen Aztekenstämme, die in das Land eingefallen waren, viele Ortschaften und Tempelstädte zugrunde gingen, deren Name kein Geschichtsbuch mehr kennt.

»Die Wahrscheinlichkeit, daß es dieses Cholpec einst gab, ist groß. Selbst wenn es dort kein Gramm Gold zu finden gibt, würde die Reise sich schon allein wegen des Tempelortes lohnen«, war Thurys Ansicht. Er war ein ruhiger, kräftig gebauter Mann, den man eher für einen Handwerker halten konnte als für einen Wissenschaftler. Er war vierundfünfzig Jahre alt, und seine Gesichtshaut war vom vielen Aufenthalt in der heißen Sonne gegerbt, so daß Runzeln und Falten in Höhe des Mundes und der Augen tief eingegraben wirkten.

Hellmark sprach auch seine Vermutungen über die Knochensaat aus und kam nicht umhin, von dem Erlebnis zu sprechen, das er selbst gehabt hatte, als er in die Wohnung der Mistress Owen eindrang, um dem Reporter zu Hilfe zu eilen.

Phil Andersons Zustand war noch immer bedenklich. Er war nach der Operation nur kurz aufgewacht, und seitdem lag er wieder in Bewußtlosigkeit und mußte durch Tropfinfusionen ernährt werden.

Vor dem Eintreffen seiner Gäste, die von Carminia Brado aufmerksam und zuvorkommend bedient wurden, hatte Hellmark seinen Doppelkörper noch mal ausgesandt.

Er war als Macabros in das Hospital von Southampton

eingedrungen und hatte das Gespräch mit Dr. Hiller gesucht.

Der junge Arzt war an der Begegnung sehr interessiert gewesen. In der Tat hatte sich herausgestellt, daß die Warnung des Telefonanrufers vor eventuellen unerwarteten Problemen mit den Kranken berechtigt war.

Dorothy Aigens hatten ihren ersten Tobsuchtanfall erlitten. Es war gut, daß die drei Patienten gesondert untergebracht waren. Niemand vermochte zu sagen, was sich ereignet hätte, wären sie zu diesem Zeitpunkt noch zusammen gewesen.

Dorothy Aigens hatte ihre Puppen und Stofftiere übel zugerichtet. Die Köpfe waren abgerissen und die Bäuche aufgeschlitzt. Sie hatte ihre Zahnbürste genommen und die Füllung herausgestochert.

Das Mädchen war nur noch ein Skelett. Nach menschlichem Ermessen müßte Dorothy längst tot sein. Sie hatte keine Organe mehr, keine Haut, kein Blut. Aber sie bewegte sich und schien alles mitzubekommen, was um sie herum vorging.

Sie nahm keine Nahrung und keine Flüssigkeit mehr zu sich.

Mediziner aus allen Teilen der Welt hatten sich angemeldet, um den unheimlichen Prozeß der Auflösung mitzuverfolgen.

Macabros führte mit Dr. Hiller ein offenes und gutes Gespräch. Hiller war von seinem Gegenüber sehr angetan, ohne zu ahnen, daß es nur eine Kopie jenes Menschen war, der in Wirklichkeit rund tausend Kilometer weiter in seinem Haus saß und auf die Ankunft seiner Gäste wartete.

Der Arzt war bereit, die Hinweise seines Besuchers äußerst ernstzunehmen. Macabros erwähnte die totale Auflösung der Erkrankten. Dagegen sei kein Kraut gewachsen, soweit er jedenfalls die Lage überblicke.

Der Abschied von Dr. Hiller geschah auf scheinbar ganz normale Weise. Macabros verließ das Hospital auf dem üblichen Weg, und der Doppelkörper löste sich erst auf, als er registrierte, daß er unbeobachtet war.

Die Verdoppelung nach Southampton war ohne Schwierigkeiten gelungen.

Er versuchte eine Verdoppelung an jenem Ort, den James Owen so genau beschrieben hatte.

Da brachte er es nicht zustande…

Das erfüllte ihn mit Nachdenklichkeit. Unbekannte und unfühlbare Kräfte standen ihm entgegen. So war es noch nie gewesen! Dies war der Beweis dafür, daß sein Interesse im vollem Umfang angebracht war und er davon abgehalten werden sollte, in den Dschungel nach Yukatan zu gelangen.

*

Doch er ließ sich nicht abschrecken. Einmal einen Weg eingeschlagen, ging er ihn bis zum Ende.

Es war ungeheuerlich, welchen Elan und Einsatz dieser Mann an den Tag legte. Innerhalb von weiteren zwölf Stunden war alles zur Stelle, was notwendig war, die große Reise anzutreten.

Der Weg führte über Mexico City nach Mérida, wo bereits zwei Landrover bereit standen. Bis nach Peto würde es auf jeden Fall möglich sein, mit dem Wagen zu fahren, ohne auf die langsamere Eisenbahn angewiesen zu sein. Von Peto aus aber würden sie sich nur noch auf die eigenen Beine verlassen können.

Professor Richard Thury, Alan Forster, Rani Mahay und Björn Hellmark traten ein Abenteuer an, von dem keiner wußte, wie es ausging.

Vier Männer waren auf der Suche nach der Herkunft des Grauens. Nach den abschließenden Vorbereitungen stand eine Sondermaschine bereit, die Hellmark gechartert hatte und die nur zu kurzen Zwischenlandungen ansetzen würde, um wieder aufzutanken.

Vier Männer waren mit von der Partie – und eine Tigerkatze. In einem Spezialkäfig war sie im Frachtraum untergebracht.

Thury und Forster fühlten sich etwas komisch bei dem Gedanken, von einer Raubkatze begleitet zu werden.

Doch der breitschultrige Inder beruhigte sie. »Da brauchen Sie wirklich keine Angst zu haben, meine Herren. Ich kenne Leute, die nehmen ihren Schäferhund oder ihre Siamkatze mit auf die Reise. Bei mir ist’s eben ein Tiger. Chitra ist gut verträglich. Sie gehorcht aufs Wort, das kann ich Ihnen versichern. Aber Sie werden noch Gelegenheit haben, das selbst festzustellen. Nur während des Fluges möchte ich nicht auf den Käfig verzichten. Chitra fühlt sich darin sicherer. Am Ziel werde ich sie frei laufen lassen. Sie wird nicht von meiner Seite weichen.«

Rani Mahay strahlte über das ganze Gesicht.

Richard Thury und Alan Forster blickten sich unruhig an.

Es sah gerade so aus, als ob die Reise mehr Überraschungen in sich barg, als sie in ihren kühnsten Träumen erwartet hatten.

*

Der Flug verlief gut. Sie sparten Zeit ein, da sie nicht auf den normalen Flugplan der Gesellschaft angewiesen waren.

Während des Fluges wurden all die Dinge noch besprochen, die während des kurzen Aufenthaltes in Genf nicht zur Sprache gekommen waren.

Der Weg war weit, er kostete Zeit. Wieder und wieder versuchte

Björn es mit seiner Fähigkeit, sich zu verdoppeln.

Es bereitete ihm keine Schwierigkeiten, sich während des Fluges nach Mérida und Peto zu versetzen, und er bekam einen ersten Eindruck von diesen Städten, noch ehe er wirklich dort landete. Aber sobald er jene von Owen bezeichnete Stelle als Macabros aufsuchen wollte, blieb er erfolglos. Es war als ob eine unsichtbare Barriere aufgerichtet wäre, die ihn jedesmal zurückwarf, die er nicht passieren konnte.

Irgend etwas im Dschungel stimmte nicht.

Sie schliefen während des Fluges, um bei der Landung ausgeruht und frisch zu sein.

Sie kamen bei Tagesanbruch in Mérida an. Umgehend ging es mit den beiden Landrover weiter.

Rani Mahay machte seine Ankündigung wahr und ließ Chitra frei neben sich herlaufen. Die Raubkatze wich in der Tat nicht von seiner Seite.

Passanten blieben stehen. In der Nähe des Flughafens bildete sich im Nu eine dichte Menschentraube, die den seltsamen Zug beobachtete.

Polizei kam an und machte den Inder darauf aufmerksam, daß es nicht erlaubt sei, die Großkatze frei herumlaufen zu lassen.

»Wenn etwas passiert, Señor, müssen Sie die Konsequenzen tragen«, bekam er zu hören. »Ein Unfall, der Menschenauflauf, der dies vielleicht auslöst, ein unbeabsichtigtes Betreten der Straße…«

»Ich garantiere Ihnen, daß er nicht davonläuft.«

Hunderte Neugieriger wurden Zeuge, wie die Raubkatze zahm wie ein Lamm auf den Rücksitz des Landrover sprang, der von dem Inder gesteuert werden sollte. Die Gruppen waren so aufgeteilt, daß Alan Forster neben Mahay Platz nahm und Professor Thury neben Björn Hellmark.

Das Gepäck der vier Männer war auf das Notwendigste beschränkt.

Die Landrover waren nicht ausgelastet.

Von Mérida aus waren die Straßen noch gut. Die beiden Kutschen fuhren eine Zeitlang Richtung Uxmal. Unmittelbar neben der Bahnstrecke entlang führte die ausgebaute Hauptstraße. Später in Richtung Peto gab es dann einen Weg, der selbst diese Bezeichnung nicht verdiente. Schlaglöcher und Steine gab's. Zu ihrer linken ragte ein mächtiger Gebirgszug in die Höhe, der bis tausend Meter hoch war.

Alle Teilnehmer an der ungewöhnlichen Reise konnten fahren. Man wechselte sich deshalb ab, und das wiederum sparte Zeit ein.

Die Luft war heiß. Die Schwüle lastete wie ein Alpdruck auf ihren Schultern.

Die Männer machten nur hin und wieder eine kurze Rast unter

schattigen Bäumen, vertraten sich die Beine und tranken etwas.

Dreihundert Kilometer waren es von Mérida nach Peto. Höchstens dreißig Kilometer in der Stunde kamen sie vorwärts.

Zehn Stunden Fahrt hatte Björn gerechnet. Und es kam genau hin.

Es war dunkel, als sie in Peto ankamen. Im neuerbauten Hotel »Uxmal« waren Zimmer reserviert.

Rani Mahay hatte sich ein Apartment genommen.

»Chitra braucht viel Platz«, lautete sein Kommentar dazu.

Das Hotelpersonal verfolgte den seltsamen Zug. Mahays Zimmer lag in der ersten Etage. Chitra trottete treu neben ihrem Herrn her. Sie benahm sich, als wüßte sie genau, was auf dem Spiel stand. Der Inder hatte das Tier in jeder Sekunde genau unter Kontrolle.

Professor Thury kratzte sich am Nacken. »Der Inder und die Siamkatze«, sagte er zu Alan Forster, der seine Kamera senkte. Von der Szene hatte der Fotograf gerade eine Aufnahme gemacht. »Daß ich mal mit einem solchen Vieh unter einem Dach schlafen würde, hätte ich mir nicht träumen lassen.«

*

Sie trugen sich im Gästebuch des Hotels ein. Mechanisch überflog Björn Hellmark dabei die Seite davor, als er zu dem Conserje sagte: »Wahrscheinlich kommen nur wenige Europäer hierher, nicht wahr? Die großen Zeugnisse der Kultur in Chichen Itza und Uxmal lassen den Touristenstrom nicht so weit ins Hinterland sickern.«

»Das ist richtig, Señor, aber in der letzten Zeit scheint sich da eine Veränderung anzubahnen.«

»Eine Veränderung?«

»Si, Señor. Es kommen immer mehr Weiße. Erst in der letzten Woche kam ein Mann ins Hotel, der eine Expedition in den Dschungel plante. Da scheint wieder eine Entdeckung im Gange zu sein. Unser Land ist reich an Rätsel und Geheimnissen.«

Der Conserje war ein Mischling. In seinen Adern floß spanisches Blut, aber er konnte seine indianische Herkunft nicht verleugnen.

»Wer war der Mann?« fragte Hellmark leise und brauchte erst gar nicht auf die Antwort des Conserje zu warten.

Unter dem Datum der letzten Woche entdeckte er einen Namen, den er eigentlich nicht zu finden gehofft hatte.

J. Owen stand da zu lesen.

*

Owen hatte seinen Vornamen nicht ausgeschrieben.

»Er war schon mal hier gewesen, ein paar Monate davor«, bekam,

er von dem Mischling zu hören. »Ich erinnere mich noch sehr genau an ihn. Hier gibt es viele Stammgäste. – Kennen Sie den Herrn?«

»Flüchtig«, entgegnete Björn. Seine Gedanken drehten sich wie ein Karussell.

Damit hatte er nicht gerechnet.

Ausgerechnet in diesem Hotel war Owen in der Nacht vor seiner Abreise abgestiegen!

Das lag erst sechs Tage zurück.

Zu Owen war ein Mann gestoßen. Fred Delware. Er hatte seinen Namen voll ausgeschrieben.

Was der Conserje sagte, stimmte, vier Monate zuvor existierte im Gästebuch ein Eintrag. Auch da stand J. Owen. Nie war der Vorname ausgeschrieben, eine Angewohnheit des Engländers.

»Suchen Sie diesen Mann?« fragte der Conserje beiläufig.

»Deshalb sind wir hier. Wissen Sie zufällig Näheres über diesen Mann?« erkundigte sich Björn. »Wissen Sie, was er hier wollte? Mit wem er zusammentraf?«

»Sind Sie von der Polizei?«

»Nein. Wir haben rein wissenschaftliches Interesse an der Begegnung. Señor Owen befindet sich in Gefahr. Wir sind gekommen, um ihn zu warnen. Er ahnt nichts davon.«

Der Portier wußte nicht allzuviel. Owen war weder beim ersten noch beim zweiten Mal lange im »Uxmal« geblieben. Er hatte sich nur jeweils für eine Nacht dort aufgehalten. Der Conserje wußte jedoch zumindest soviel zu berichten, daß Owen sich beim zweiten Mal nach Leuten erkundigt hatte, die bereit waren, mit ihm in den Dschungel zu gehen und Trägerdienste anzunehmen.

Wer das allerdings gewesen sei, das entzog sich seiner Kenntnis.

Björn begab sich mit dem indischen Freund und den beiden Begleitern noch in die Bar. Der Conserje beobachtete die Männer, und ein seltsames Glühen war in seinen Augen zu bemerken.

Er riß ein Blatt von einem Notizblock und schrieb ein paar Zeilen darauf. Dann winkte er einem Indiojungen, der an der Tür stand und darauf wartete, daß er einem Gast das Gepäck aufs Zimmer bringen konnte.

Türen brauchte er nicht zu öffnen. Bei den herrschenden Temperaturen waren die immer weit geöffnet.

Der Conserje drückte dem Boy den Zettel in die Hand.

*

Björn Hellmark schlief schlecht. Die Nacht war schwül und sein Kopf voller Ideen.

Warum funktionierte die Verdoppelung nicht, sobald er eine

bestimmte Richtung des Dschungels wählte?

Hellmark richtete sich im Bett auf.

Die Fenster standen weit offen. Ein engmaschiger Fliegendraht war darüber gespannt, um Insekten und anderem Ungeziefer den Weg zu versperren.

Björns Zimmer lag ebenfalls im ersten Stock. Das »Uxmal« verfügte nur über deren zwei.

Man spürte und hörte die Nähe des Dschungels. Dazwischen war plötzlich ein anderes Geräusch. Es hörte sich an, als ob ein Stein über den Plattenweg geschoben würde.

Ging da noch jemand spazieren?

Hellmark warf einen Blick auf die Uhr.

Zwei Uhr morgens…

Ein leises Rascheln an der Hauswand entging Hellmarks geschärften Sinnen nicht.

Seine Augen verengten sich. Da kam doch jemand – die Hauswand hoch!

Fensterln konnte er sich in Bayern vorstellen, aber hier am Rande des Dschungels von Yukatan?

»Vielleicht hat mich die rassige Bedienung gesehen«, sagte er sich im stillen. »Ich habe möglicherweise einen solchen Eindruck auf sie gemacht, daß…«

»Bilde dir nur nicht zuviel ein«, maulte die Stimme in seinem Bewußtsein.

»Al Nafuur!« dachte Hellmark. »Das darf nicht wahr sein. Ich mach mir gerade schöne Gedanken, und du funkst dazwischen.«

»Deine Gedanken wären weniger schön, wüßtest du wirklich, was sich auf dich zubewegt.«

»Ist sie so häßlich?«

»Die Sie ist ein Er! Und der will dir an den Kragen!«

»Danke, daß du mich gewarnt hast. Ist ja direkt ’ne neue Methode von dir.«

»Ich tu’, was ich kann. Nimm dich in acht!«

»Ich habe die Dämonenmaske dabei. Soll ich sie aufsetzen?«

»Du würdest ihn gehörig damit erschrecken, aber damit würde er weglaufen. Du hättest nicht viel dadurch gewonnen.«

Die Stimme zog sich wieder aus seinem Bewußtsein zurück.

Björn erhob sich und verließ lautlos sein Bett. Er stellte sich neben das Fenster und starrte durch den Maschendraht.

Er sah den Schatten schräg unter sich.

Eine dunkle Gestalt kraxelte die Hauswand empor. Das war nicht schwierig. Die Fassade war nicht glatt.

Die Hauswände bestanden aus lauter kleinen, schuppenartigen Auflegeplatten, an denen man bequem nach oben steigen konnte,

wenn man ein bißchen geschickt war.

Die schattengleiche Gestalt verharrte in der Bewegung.

Björn hielt den Atem an.

Hatte man ihn entdeckt?

Dann folgte ein leiser, dumpfer Ton. Der Körper des Unbekannten kam federnd auf der hölzernen Bodenplatte des Balkons auf.

Björn sah die Umrisse des Mannes.

Der Fremde ging geduckt auf die offen stehende Balkontür zu.

Auch hier gab es eine Extratür aus feinmaschigem Draht.

Es klickte leise. Die Tür konnte man einfach aufziehen.

Der Besuch galt gar nicht ihm!

Der nächtliche Besucher hatte sich in der Tür geirrt – und war in Rani Mahays Zimmer geraten.

*

Björn Hellmark hatte diesen Gedanken – und im gleichen Augenblick trat das ein, was er befürchtete.

Ein gurgelnder Aufschrei, ein dumpfer Aufprall, ein wildes Fauchen…

Chitra, die Tigerin!

Licht flammte auf und der Widerschein spiegelte sich auf dem Balkon.

Björn riß die Maschendrahttür auf, stürzte nach draußen und stürmte in Mahays Zimmer.

Ein seltsames Bild bot sich seinen Augen.

Ein Indio lag mit schreckgeweiteten Augen auf dem Boden und wagte nicht, sich zu rühren. Über ihm stand die Tigerin, und ein gefährliches Knurren kam aus ihrer Kehle.

Rani Mahay saß aufrecht wie ein bronzefarbener Hüne im Bett, und sein kräftiger Oberkörper schimmerte matt im Licht der Deckenlampe.

Der Inder hatte es nicht eilig aus den Federn zu kommen.

Langsam hob er die Beine nach außen. Er war nur mit beigefarbenen Shorts bekleidet.

»Ziemlich unruhig, diese Nacht«, beschwerte er sich und reckte sich. »Kaum hat man die Augen geschlossen, kommt einer durch die Balkontür, fällt über den Teppich und erschreckt meinen Tiger. Chitra ist sehr sensibel. Das mag sie nicht.«

Der Koloß aus Bhutan kam ums Bett herum. Björn hielt sich ebenfalls in respektabler Entfernung Chitras, um die Raubkatze nicht zu irritieren. Er wußte, daß das Tier in Mahays Nähe friedlich war, und es sah auch ganz so aus, als könne es sich die Personen merken, die mit Mahay zu tun hatten. Dennoch ließ Björn Vorsicht walten.

»Chitra, komm«, sagte Mahay nur.

Die Großkatze bleckte die Zähne. Ihr Fauchen klang gefährlich. Sie gehorchte und nahm die rechte Tatze vom Brustkasten des vor Schreck gelähmten Indios.

Hellmark musterte den Mann. Er war großgewachsen, schlank, und sein blauschwarzes Haar glänzte.

»Wer sind Sie?« fragte Hellmark ruhig.

Der Eingeborene richtete sich auf.

In seinen Augen flackerte ein wildes Feuer. Er warf den Kopf herum, starrte auf den Inder und dann wieder auf den blonden Mann, der ihm den Rückzug versperrte. Hellmark füllte mit seinem ganzen Körper die Balkontür aus.

Der Indio kam auf die Beine. Niemand griff ihn an. Der Mann war unbewaffnet. Was suchte er dann hier, wenn er ihnen nicht ans Leben wollte?

Er wagte noch immer nicht, sich zu bewegen. Die Nähe der Katze lahmte ihn.

»Ich wollte zu Ihnen«, kam es rauh über seine Lippen. Er sah Hellmark an.

»Aber Sie haben die falsche Tür erwischt«, nickte Björn. »Warum nehmen Sie den umständlichen Weg über den Balkon? Warum nicht durch die Tür?«

»Man hätte mich sehen können.«

»Und das wollten Sie nicht?«

»Nein.«

»Wer es nicht wagt, durch die Tür zu kommen, der führt nichts Gutes im Schild«, bemerkte Hellmark.

»Ich wollte Sie warnen.«

Mit dieser Antwort des Indios hatte er am wenigsten gerechnet.

Björn wechselte einen schnellen und erstaunten Blick mit dem Freund, neben dem stumm und großartig die Raubkatze stand, die wie ausgestopft wirkte.

»Dann wollten Sie mir etwas Gutes tun?«

»Ja! – Fliehen Sie, verlassen Sie Peto! Gleich morgen früh. Gehen Sie nicht in den Dschungel!«

»Weshalb nicht?«

»Dort wartet der Tod auf Sie.«

»Was wissen Sie?«

»Nichts! Nicht viel jedenfalls«, verbesserte er sich selbst, als er Hellmarks Blick sah. »Sie wollen die anderen suchen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Sie sind Verlorene. Jeder, der den Tempel sucht, ist verloren.«

Die Art und Weise, wie der Indio mit ihnen sprach, ließ ihre Skepsis immer mehr schwinden, daß er vielleicht doch aus einem

anderen Grund hierhergekommen sein könnte.

»Wie verloren?« fragte Hellmark. Er kam einen Schritt auf den Indio zu. Unauffällig gab er dabei seinem Freund Rani ein Zeichen, daß er sich weiter zurückziehen und die Katze entfernen sollte. Der Eingeborene wagte noch immer nicht, sich zu bewegen.

»Noch ehe ihr den Tempel erreichen werdet, seid ihr schon tot. Und selbst wenn es einem gelingt, dort einzudringen, wird er das Grauen kennenlernen. Der Gedanke, an das Gold zu kommen, ist absurd.«

Es zeigte sich, daß die Indios mehr wußten, als man allgemein annahm. Sie bewahrten altes Gedankengut und gaben es von Generation zu Generation weiter, ohne daß Außenstehende in der Regel davon erfuhren.

Der Indio packte aus, und seine Worte klangen überzeugend. Er behauptete als Träger in der Gruppe von Amag gewesen zu sein, die den General und Fred Delware in den Dschungel begleitete.

»Wir hätten sie warnen sollen«, fuhr er fort. »Aber Amag war hinterhältig. Er hat sie im Stich gelassen, als er merkte, daß sie in der Tat den Weg kannten, der zum Tempel führt. Er hat sie ihrem Schicksal überlassen.«

Gewissensbisse, die den Indio hierherführten? War das der einzige Grund?

Björn konnte keinen Hintergedanken entdecken.

»Das heißt also«, zog der Deutsche das Fazit, »daß ihr alle hier von dem Tempel wißt?«

»Ja, aber keiner würde wagen hinzugehen. Aus Apac haben vor einiger Zeit zwei Männer versucht, sich etwas von dem Goldschatz zu holen. Sie wurden bestraft – und sehen aus wie Aussätzige. Ich habe sie selbst gesehen.«

»Hm«, Hellmark preßte nachdenklich die Lippen zusammen. »Woher wissen Sie, daß wir die beiden Weißen suchen und den gleichen Weg haben?«

»Ich habe den Jungen beobachtet.«

»Welchen Jungen?«

»Er arbeitet für das Hotel, öffnet den Leuten die Türen und trägt das Gepäck, Señor. Der Conserje hat ihn mit einer schriftlichen Botschaft zu Amag geschickt.«

Mit dem Conserje hatte Hellmark gesprochen, und der wußte von den Plänen der vier Männer, die hier im »Uxmal« Quartier bezogen hatten.

»Hüten Sie sich vor den Trägern, die sich bereiterklären, mit Ihnen zu gehen. Man wird Sie im Stich lassen. Kehren Sie zurück!«

»Das können wir nicht. Aber wir können uns erkenntlich zeigen für Ihre Aufmerksamkeit. Eine Frage allerdings noch: es war doch nicht

reine Menschlichkeit, daß Sie auf diese unkonventionelle Weise zu uns gestoßen sind, um uns zu warnen?«

»Ja, das stimmt. Es spielen auch persönliche Gründe eine Rolle. Ich vertrage mich nicht sehr gut mit Amag. Wenn er wüßte, daß ich hier wäre, er würde mich töten.«

Das klang sehr ernst.

»Denken Sie an meine Warnung! Ich möchte nicht, daß es noch mehr Blutvergießen gibt.« Mit diesen Worten huschte er zur Tür.

»Warten Sie einen Moment«, sagte Hellmark. Er verschwand in seinem Zimmer und fischte aus seiner Geldtasche zwei größere Scheine. »Sie haben viel riskiert«, sagte er fließend spanisch. »Sie hätten es wahrlich nicht nötig gehabt, ein solches Risiko auf sich zu nehmen. Nehmen Sie das!«

»Gracias«, wisperte der Indio.

Er steckte die Geldscheine einfach in seine Gesäßtasche und machte sich dann an den Abstieg.

Rany Mahay löschte vernünftigerweise das Licht in seinem Zimmer, damit der Widerschein dem nächtlichen Fassadenkletterer nicht zum Verhängnis wurde und er nun bei seinem Rückzug vielleicht von jemand gesehen wurde.

Flink wie ein Affe kletterte der Eingeborene hinab und erreichte im Handumdrehen den ersten Stock. Lautlos wie ein Schatten klebte er an der Wand.

Plötzlich ließ er los.

Der Indio stürzte vom ersten Stock aus in die Tiefe, als hätte eine unsichtbare Hand ihn nach unten gerissen.

Dumpf schlug der Körper auf.

Hellmark war sofort über der Balkonbrüstung. Gewandt klettert er nach unten und bewies, daß sein durchtrainierter Körper mit jeder Situation fertig wurde.

Reglos lag der Indio am Boden.

Hatte der mutige Mann einen Herzschlag bekommen?

So zumindest sah es aus. Weit und breit war kein Anzeichen dafür, daß der Sturz von fremder Hand gesteuert worden war.

Und doch war es so!

Hellmark konnte es nicht fassen, als er den Eingeborenen umdrehte und zwischen seinen Schultern ein langes Messer fand.

Er zog es aus der Wunde.

Es bestand aus purem Gold.

*

Der unbekannte Indio, dessen Namen sie nicht mal kannten, hatte sein Leben verloren. Für sie war das gleichzeitig eine Warnung.

Björn starrte hinüber zu der dunklen, undurchdringlichen Mauer.

Der Dschungel…

Nur hundert Schritte vom Hotel entfernt begann der Urwald. Der heimtückische Messerwerfer war im Schutz der Dunkelheit untergetaucht, ohne ein Geräusch zu verursachen, und hatte sich möglicherweise im Dschungel versteckt.

Mahay wuchs groß und wuchtig neben dem Freund auf.

»Wenn das eine Warnung ist, dann habe ich sie wohl verstanden«, bemerkte Hellmark mit belegter Stimme. »Aber wir werden unseren Weg gehen, wir kehren nicht um und…« Er unterbrach sich und fuhr zusammen. Auch Mahay, dem man sonst nie eine Regung ansah, zuckte.

Mit dem Toten ging eine schreckliche Veränderung vor sich.

Blitzschnell verschwand die Haut, die Haare, das Fleisch. Es löste sich einfach auf und wurde zu Nichts. Zurück blieb ein Skelett, das mit einer braunen Hose und einem kurzärmeligen Hemd bekleidet war.

Dann verschwand auch das Skelett – und zurück blieb nur die Kleidung.

Björn Hellmark wurde bleich.

»Die Knochensaat!« entfuhr es ihm. Er starrte auf das lange, goldene Messer, das auf seiner flachen Hand lag.

Hatte dieses Gold die Krankheit übertragen?

Dann war er verloren!

*

Er kehrte auf dem gleichen Weg in sein Zimmer zurück, wie er nach unten gekommen war. Er bat Mahay, seine direkte Nähe zu meiden. Nichts wußten sie bisher über die unbekannte Krankheit, die Menschen – schneller und weniger schnell – auslöschte, als hätte es sie nie gegeben.

Hellmark mußte aufpassen. Die Leute in seiner Nähe waren gefährdet.

In sein Zimmer zurückgekehrt, wusch er sich gründlich. Dem Wasser setzte er ein desinfizierendes Mittel zu, das sich in ihrer Ausrüstung befand.

Mit der gleichen Lösung behandelte er auch den goldenen Dolch.

Hellmark lag ernst in seinem Bett und betrachtete sich im Sternenlicht, das bleich durch die Fenster fiel, immer wieder seine Hände, als erwarte er, daß sich dort etwas zeigen würde.

Er war bedrückt und fiel nur in einen leichten, unruhigen Schlaf, der von längeren Wachperioden abgelöst wurde.

Dann dämmerte der Morgen.

Gemeinsam nahmen sie alle zeitig das Frühstück ein. Björn war

ausgeglichen und ruhig, und man merkte ihm nicht an, was in ihm vorging und was in der letzten Nacht passiert war. Thury und Forster hatten nichts von alledem mitbekommen.

Es war noch nicht ganz hell, als sie das Hotel bereits verließen.

Der Weg in den Dschungel lag vor ihnen.

Björn ging der Gruppe voran. Ihm folgten Professor Thury und Alan Forster.

Hellmark hielt den notwendigen Abstand zu seinen Gefährten. Er machte das so geschickt, daß keiner mißtrauisch wurde.

Auf Anhieb fand Björn den Pfad, den auch Owen gegangen war. Die Karte, die der Sailor angefertigt hatte, ließ an Details nichts zu wünschen übrig.

Björn kam schneller voran, als er gehofft hatte. Es war der Dschungelpfad, den Owen, Delware und die fünf Träger in die Pflanzenwildnis geschlagen hatten. Für die Nachfolgenden fiel diese zeitraubende Arbeit nun weg. An manchen Stellen war das Dickicht bereits wieder im Schließen begriffen, aber mit ein, zwei wuchtigen Schlägen fraßen die Buschmesser sich erneut hinein.

Trotz des schnelleren Vorankommens war Hellmark nicht leichtsinnig.

Er verglich die Wegstrecke nach bestimmten Stationen immer wieder mit dem Plan.

Alles stimmte, und sie befanden sich in guter Stimmung. Auch Hellmark, wie es schien.

Zwei Tage und Nächte vergingen ohne Zwischenfall.

Bereits nach dem zweiten Tag lagerte die kleine Gruppe dort, wo der General und Fred Delware erst nach dem dritten Tag gelandet waren.

Björn hatte das Tempo forciert, und alle hatten durchgehalten.

Auf dem Lagerplatz stießen sie auf das frische Grab. Hellmark grub es auf. Sie fanden die Leiche Delwares. Hier war etwas Unvorhergesehenes passiert.

Delware war nach einem alten aztekischen Ritual gestorben.

Gemeinsam mit Mahay sah Björn sich die nähere Umgebung an. Sie stießen im Busch auf mehrere Verstecke. Hier fanden sie ein umfangreiches Materiallager, das der überlebende Owen angelegt haben mußte.

Es war ihm darauf angekommen, die großen, zusammenlegbaren Behälter vom Platz zu schaffen, als die Träger ihn verließen und er in Delware seinen wichtigsten Verbündeten verlor.

Er hatte außer den Kisten auch Munition und Proviant und Wasservorräte zurückgelassen, ein Zeichen dafür, daß er praktisch nur noch mit dem, was er auf dem Leib trug, nach dem Zwischenfall aufgebrochen war, magisch angezogen von dem Goldschatz, den er

kannte und den er haben wollte. Er hatte es riskiert, ein zweites Mal hierherzukommen.

Owens Verstecke führten weit vom Lager weg, als wollte er damit bezwecken, seine Spur zu verwischen und nicht auf sich aufmerksam zu machen.

Chitra begleitete ihren Herrn und wich nicht von seiner Seite.

Im Umkreis von fünfhundert Metern hatte Owen alles verteilt.

Professor Thury und Alan Forster waren damit beschäftigt, das nächtliche Lager aufzuschlagen, und es war ihnen von Hellmark eingeschärft worden, den Platz nicht zu verlassen.

Als Mahay mit seinem Tiger und Hellmark zurückkehrten, erlebten sie eine kleine Überraschung.

Die beiden Zelte waren aufgeschlagen, und die Feuerstelle, an der sie ihre Suppe warm machen wollten, existierte auch schon.

»Professor Thury? Mister Forster?« rief Björn in die Runde. Doch beide Männer waren verschwunden.

*

Er hatte geglaubt, die Dinge schneller über die Bühne zu bringen, doch er wollte keinen Fehler begehen.

Der General hielt sich seit zwei Tagen in der Nähe des Tempels auf, beobachtete die nähere Umgebung, war auch bereits bis zum Eingang vorgegangen und hatte einen ersten Blick riskiert.

Er wollte nicht in den gleichen Fehler verfallen und hielt sich zurück. Auf dem Lagerplatz war etwas geschehen, was er immer noch nicht begreifen konnte.

Hatte er bisher nur Glück gehabt, daß ihm nichts passiert war?

Das hier war ein besonderer Ort.

In und um Cholpec herrschten die Geister, existierte der Fluch der Blutpriester und wartete eine geheimnisvolle Krankheit darauf, ihn zu vernichten. Von allem war er bisher verschont geblieben.

War das von Bedeutung? Warten die finsteren Geschöpfe und Mächte, die hier wirkten, nur einen besonders günstigen Augenblick ab? Er merkte, daß er mit seinen Gedanken nicht weiterkam.

Das Grauen, das hier existierte, hatte überhaupt keinen Grund, ihm eine besonders lange Galgenfrist einzuräumen. Fred Delware hatte es zu einem Zeitpunkt erwischt, als keiner von ihnen damit gerechnet hatte, daß überhaupt etwas passieren konnte.

Aber vielleicht gab es doch einen Punkt, der maßgebend war, daß man ihn bisher verschont hatte.

Er führte dafür sein Aussehen an.

Vielleicht waren die, welche hier verdammt waren, den Schatz zu schützen, irritiert.

Einer war bereits gekommen, dem die Flucht gelungen war: James Owen. Und er sah aus wie James, denn James – war niemand anderes als sein Zwillingsbruder!

*

Er war in Wirklichkeit Jeremy Owen und sah seinem Bruder ähnlich wie ein Ei dem anderen.

Unmittelbar nach James Owens Rückkehr nach Andover, war Jeremy informiert worden. James war todkrank gewesen. Seine Tage waren gezählt. Er hatte den Fluch der Blutpriester, die Knochensaat, mitgebracht. Auch Diana Owen war davon erfaßt worden. Mit stoischer Gelassenheit sahen sie ihrem ungewöhnlichen und unabänderlichen Schicksal in die Augen. Sie schienen eine ganz eigene Art von Freude dabei zu empfinden, ihn einzuweihen in ein tödliches Geheimnis und gleichzeitig die Gier nach dem ungeheuren Schatz in ihm zu wecken.

Er hatte einige Vorsichtsmaßnahmen ergriffen, die notwendig gewesen waren. Er war im Haus ein und aus gegangen, hatte aber alle Maßnahmen der Hygiene ergriffen, um sich den tödlichen Keim vom Hals zu halten. Und das war gelungen. Er hatte den direkten Kontakt vermieden, er hatte vielleicht auch Glück gehabt. Das hatte ihn sein ganzes Leben lang nicht im Stich gelassen.

Waren die unsichtbaren Beobachter nun verwirrt?

Je mehr er über sein Vorgehen nachdachte, desto klarer schien ihm einiges zu werden.

Wer immer hier beobachtete und registrierte, mußte glaubten, James Owen wäre zurückgekehrt. Das widersprach natürlich allem, was den Fluch ausgelöst hatte.

Wer mal hier gewesen war, der konnte nie wieder zurückkehren. Er aber war – für die Unsichtbaren – wieder zurückgekehrt.

Er sah nicht nur aus wie James, er hatte das gleiche Leben geführt, und in seinen Adern strömte das gleiche abenteuerliche Blut. Er hatte sich im »Uxmal« wie James verhalten und wie sein Bruder auch nur seinen Vornamen mit einem J. angedeutet.

Und nun hockte er, Jeremy Owen, hier vor dem Eingang des Tempels und fragte sich, ob die Stunde gekommen war, in der er einzudringen riskieren konnte.

Es wurde dunkel. Genau dem Eingang gegenüber lag sein Lager, ein kleines Zelt, ein paar Utensilien, die er brauchte. Zu einem Teil seines Ichs schien das ständig geladene und entsicherte Gewehr geworden zu sein.

Auch jetzt trug er es wieder über dem Arm, als er in den Höhleneingang kroch. Er hatte den Eingang in den beiden letzten

Tagen vom Dickicht und von alten Steinen befreit, so daß das Loch in den Erdhügel nun ganz deutlich zu erkennen war.

Die ersten drei Meter mußte man auf den Knien rutschen, um nach innen zu kommen. Doch dann konnte man sich aufrichten.

Mit einem Male wollte er nicht länger warten. Ob es nun Tag oder Abend oder Nacht war, es blieb gleich, wann er in den überwachsenen Tempel eindrang. Dort herrschte immer ewige Nacht. James hatte ihn davor gewarnt, mit Taschenlampen einzudringen. Sie würden ohne jeden ersichtlichen Grund erlöschen. Nur mit Fackeln käme man weiter. Elektrische Felder würden zusammenbrechen. Das müsse mit den besonderen Bedingungen zusammenhängen, die im Innern des Tempels herrschten.

Er wollte es jetzt wissen. Zwei Tage der Überlegung und Zurückhaltung waren genug.

Er hatte sich kurz vorher einen starken Tee überbrüht und schrieb seine merklich angekurbelte Aktivität diesem Trank zu.

Egal wie immer es auch war: Ein Zurück gab es für ihn nicht mehr. Gründlich hatte er es sich überlegt. Wie sein Bruder James so war auch er bereit, bis zum letzten Einsatz zu gehen, um ein Ziel zu erreichen.

In dem Rucksack, den er mitgeschleppt hatte, befanden sich die Fackeln.

Eine steckte er in den Gürtel, die andere zündete er an und kehrte in den Eingang zurück, wo an lehmbraunen Säulen und glatten Wänden zahlreiche Ornamente und seltsame Darstellungen aus der Götter- und Dämonenwelt zu sehen waren.

Er sah diese Darstellungen zum ersten Mal, und obwohl er sich für völkerkundliche Dinge wenig interessierte, zogen sie ihn in seinen Bann. Unendliche Stille und geheimnisschwangere Dämmerung umgaben ihn.

Die Atmosphäre war erregend. Er sah Opfersteine, die vom Blut Tausender dunkelgefärbt waren.

Er mußte zwischen Säulen hindurch, die nach hinten immer enger standen. In dieser Nische des Vortempels war es passiert.

James Owen, sein Bruder, hatte seinen Begleiter Ernest Tragon in einem Bodenspalt verschwinden sehen.

Hier hatte Ernest Tragon unter den Augen James Owens den Tod gefunden.

Jeremy Owen, der General, kam der Stelle näher. Die unheimlichen Götzengestalten und menschenschlachtenden aztekischen Priester, die in Stein gehauen waren, schienen im blakenden Schein zu gespenstischem Leben zu erwachen.

Jeremy Owen sah die gewaltigen Bruchsteine, die das ihn umgrenzende Mauerwerk bildeten und fragte sich, wie diese riesigen

Brocken hierher gebracht wurden.

Jetzt Vorsicht, schärfte er sich ein. Bis zu diesem Augenblick war alles gutgegangen.

Noch einen Schritt, noch zwei. Eine glatte Bodenfläche.

Wenn…

Er konnte seinen Gedanken nicht mehr zu Ende denken.

Er hatte plötzlich keinen festen Boden mehr unter den Füßen.

Jeremy Owen fiel, in einer Hand das Gewehr, in der anderen die Fackel.

Aber er fiel nicht weit. Sofort spürte er wieder festen Boden unter den Füßen und kam federnd auf.

Anschlagbereit hielt er das Gewehr und starrte nach oben.

Er war darauf gefaßt gewesen, daß etwas Besonderes eintrat, und das nahm diesem Vorfall nun die Spitze.

Um ihn herum glitzerte und glänzte es.

Gold! Berge von Gold!

Riesige Platten, die an den Wänden standen, als wäre der gesamte unterirdische Tempel damit ausgekleidet. Truhen und krugähnliche Behälter, alle aus purem Gold. Ein Berg aus Schwertern und Messern – aus Gold. Skulpturen und Bildplatten und einfache, unbearbeitete Klumpen…

»Gold!« kam es benommen über seine Lippen. »Ein Berg aus Gold!« Was konnte man damit anfangen! Wahrscheinlich die ganze Welt kaufen!

Lagerten hier zehn Tonnen, hundert – tausend? Er konnte sich keine Vorstellung davon machen.

Er drehte sich um seine eigene Achse und stierte mit leuchtenden Augen auf das Gold.

Er verlor die Beherrschung und ließ das Gewehr und die Fackel einfach fallen.

Jeremy geriet in einen solchen Taumel, daß sein Herzschlag beschleunigte und sich dicke Schweißperlen auf seiner Stirn bildeten.

Er glaubte plötzlich, daß sich etwas bewegte. Doch Gold bewegte sich kaum, kam aber auf ihn zu. Es waren große, glänzende Flächen.

Vor seinen Augen drehte sich alles.

Jeremy Owen jubelte, er war ganz aus dem Häuschen.

Sein Gesichtsfeld war verschwommen. Die Fackel lag auf dem Boden.

Er saß auf einem Goldberg, und vor ihm entstand ein Halbkreis aus purem Gold.

Da erst schaltete Jeremy Owen. Er war umringt – von lebendem Gold! Er war wahnsinnig geworden!

Er sprang schreiend auf. Auf dem Gold unter seinen Füßen kam er ins Taumeln und fiel nach vorn.

Blitzschnell jagte er nach oben, und ein Schreckensbild erstand vor seinem geistigen Auge: die verdammten Priester, die hier spukten, hatten Ernest Tragon vor den Augen James Owen ermordet.

Und jetzt waren diese Priester wieder da.

Es waren sieben Männer. Sie hatten hohe Backenknochen und waren von stämmigem Wuchs. Das blauschwarze Haar ragte unter den eng am Kopf liegenden, goldgewirkten Mützen heraus. Die Körper der Azteken waren in goldene Gewänder gehüllt.

Hände griffen nach ihm. Wie Spinnenbeine bewegten sie sich auf ihn zu.

Mit wildem Aufschrei warf Jeremy Owen sich nach vorn.

Er krachte gegen die Mauer aus goldschimmernden Körpern und wurde niedergeschlagen. Er sah nicht mehr den goldenen Altarstein, der aussah wie ein Tisch. Dorthin schleppten ihn die gespenstischen Blutpriester, um den Eindringling, der es gewagt hatte, dies Heiligtum zu betreten, ihrer Gottheit zu opfern.

*

Björn Hellmark und Rani Mahay machten sich sofort auf die Suche nach den Verschwundenen.

»Such, Chitra, such«, wisperte der Mann aus Bhutan.

Die Tigerkatze hob schnuppernd den prachtvollen Kopf. Das Tier war unruhig, aber es nahm keine Witterung auf.

Sie standen mit dem kaum merkbaren Wind. Waren hier auf dem Lagerplatz Fremde eingetroffen, die Thury und Förster entführt hatten, dann hatte das Tier die Witterung nicht nehmen können, da die Luftbewegung genau in entgegengesetzter Richtung stattfand.

Hellmark entschied, sich dementsprechend auch in entgegengesetzter Richtung zu bewegen. Seine Entscheidung war richtig.

Schon nach wenigen Schritten stießen sie auf Spuren. Blattwerk war abgerissen, Zweige waren geknickt.

Die Tigerkatze verschwand rasch im Gebüsch. Rani folgte hinterher, Björn an der Spitze.

Dann ging alles blitzschnell.

Wie ein Pilz aus dem Boden wuchs die dunkle Gestalt neben Hellmark auf.

Geistesgegenwärtig versuchte er sich herumzuwerfen. Ein schwerer Gegenstand zischte durch die Luft, streifte Hellmark zwar nur am Nacken, aber der Schlag war mit einer derartigen Wucht geführt, daß der Mann in die Knie ging.

Ein zweiter Schlag folgte.

Hellmark kippte um.

Zwei dunkle Gestalten fielen über den massigen Mann aus Bhutan her, eine dritte warf sich kaltblütig auf den Tiger, sprang dem Tier in den Nacken und riß die Hand mit dem Dolch empor, um Chitra die Klinge in den Hals zu bohren.

*

Plötzlich war alles mit Aufruhr erfüllt, und ein Kampf auf Leben und Tod entbrannte.

Wie Dreschflegel wirbelten Mahays Arme herum. Er schlug voll zu und traf hart und genau.

Die beiden Eingeborenen, die ihm aufgelauert hatten, hingen an ihm wie die Kletten. Mahay stand wie ein Berg. Den ersten Indio schüttelte er ab wie eine lästige Fliege. Mahay hatte den Vorteil, daß der Angriff auf ihn drei Sekunden später als auf Hellmark erfolgt war.

Die Hauptperson war für die Gegner offensichtlich Hellmark. Es kam ihnen darauf an, ihn als ersten auszuschalten.

Das war ihnen gelungen.

Mahay war Chitras Unruhe aufgefallen. Das hatte auf die Nähe der Beobachter schließen lassen, doch es waren ihrer zuviele, und sie agierten hier in diesem wildwuchernden Gehölz, als wären sie im Dschungel zu Hause.

Mahay schlug den einen zu Boden.

Aus den Augenwinkeln heraus sah er Chitra wie ein Furie herumwirbeln, und ein wildes Fauchen tönte durch die Luft.

Der Eingeborene, der es gewagt hatte auf den Tiger zu springen, wurde abgeschüttelt. Mit dem Messer aber konnte er den Hals des Tieres aufritzen.

Chitra brüllte.

Mit weit aufgerissenem Maul wischte sie herum. Ein Prankenschlag. Das genügte. Der Indio mit dem Messer würde nie einen zweiten Versuch starten.

Zwei, drei neue Widersacher spritzten aus dem Unterholz auf.

Mahay schoß seine Rechte ab. Der Getroffene landete ächzend im Buschwerk und tauchte unter, als hätte es ihn nie gegeben.

Chitra fiel zwei weitere an. Dann fiel ein Schuß. Als würde Eiswasser durch seine Adern fließen, sah Mahay, wie die Tigerkatze durch die Luft wirbelte. Schaurig hörte sich das Gebrüll und Fauchen an. Blätter wurden abgerissen, Zweige brachen, als der schwere Tierkörper durchs Gehölz brach.

Ein zweiter Schuß!

Der Querschläger zwitscherte zwischen zwei Bäumen entlang, und Mahay spürte den heißen Luftzug an seinem kahlrasierten Schädel.

»Chitra!« rief er.

Dann brach er wie vom Blitz gefällt zusammen. Der Knauf eines Gewehres traf ihn voll.

*

Fast auf die Minute genau kamen sie zur gleichen Zeit wieder zu sich.

Björn Hellmark schlug die Augen auf. Er fand sich zu einem Paket zusammengeschnürt auf dem Boden hockend. Nicht besser erging es Rani Mahay. Breite Taue waren um seine muskulöse Brust geschlungen.

»Ich komme mir vor wie nach einem Indianerüberfall«, bemerkte er mit belegter Stimme. »An deiner Seite kann man wirklich die tollsten Stücke erleben, Björn. Mal ist der Teufel persönlich hinter uns her, mal schlagen wir uns mit Wilden herum, denen wir nichts getan haben.«

Links neben Hellmark hockte Professor Thury. Neben diesem wieder Alan Forster.

»Sie waren plötzlich da«, sagte der Wissenschaftler ernst. »Es ging alles so schnell. Ruckzuck, hatten sie uns.«

Björn nickte und blickte sich in der Runde um. Sie saßen am Rand einer Lichtung. In der Mitte lag ein moosüberwachsener, uralter Stein. Im Kreis saßen etwa zwanzig Indios beisammen. Einer stand im Innern, ein hochgewachsener Mann mit breiten Schultern und stämmigen Beinen. Das schwarze Haar war schulterlang.

Er redete in einem Eingeborenendialekt, in dem hin und wieder ein paar spanisch klingende Brocken herauszuhören waren.

Hellmark bekam nichts mit. Das Ganze hörte sich an, als ob der Redner furchtbar schimpfe.

Professor Thury hörte aufmerksam zu. Er schien mitzubekommen, worum es ging.

»Er redete von dem Jungen auf dem Stein«, flüsterte er. »Er bezeichnet ihn als einen Sohn des Teufels. Man müsse ihn töten.«

Aus dem, was Thury mitbekam, konnten die anderen sich ein Bild machen.

Danach stammten die Männer, die sich hier im Dschungel versammelt hatten, aus dem rund drei Meilen entfernten Dorf Apac. Der etwa sechzehnjährige Junge, der mit verbundenen Augen, gefesselt und reglos auf dem Stein lag, war ihnen ein Dorn im Auge.

Sie fürchteten und haßten ihn.

Mit einer umfassenden Bewegung deutete der Sprecher auch auf die Gruppe der Gefesselten.

Was er sagte, blieb streckenweise auch Thury unverständlich. Aber er verstand dennoch genug, damit er sich den Sinn zusammenreimen

konnte.

Es sah so aus, als wären Hellmark und seine Begleiter durch Zufall in eine Lage geraten, die normalerweise gar nicht hätte zu sein brauchen und die auf den ersten Blick nicht direkt mit dem im Zusammenhang stand, weshalb sie hierhergekommen waren.

Der Junge war eine Gefahr für die Bewohner des kleinen Dschungeldorfes Apac. Er gefährdete sie. Der stämmige Sprecher wies seine atemlos lauschenden Gefährten darauf hin, daß durch das Verhalten des Teufelsjungen es gar keinen Zweifel mehr dafür gäbe, daß auch die Vielzahl der auftauchenden Fremden in Peto darauf zurückzuführen sei. Immer mehr würden nach Cholpec und den alten Tempeln fragen und damit würden sie die Gefahr heraufbeschwören, daß Ucuampochtli, der verfluchte Gott-König, und die Blutpriester sich nicht mehr nur auf ihren Bezirk beschränken, sondern in Apac und Peto einfallen und die furchtbare Krankheit verbreiten würden, an der bereits zwei Männer dahingesiecht seien.

»Ihr müßt es mir glauben«, übersetzte Thury mit gespannter Miene fast wörtlich, »so wahr ich Amag heiße. Ich will euch helfen. Ich bin ein Kind aus eurer Mitte. Ich lebe in Peto und werde Zeuge vieler Dinge und höre manches, was euch hier inmitten des Dschungels entgeht. Sie wollen den Schatz haben – und der Teufeljunge hat sie gerufen. Er muß sterben – und die da drüben auch. Wir werden sie den Priestern Ucuampochtlis opfern mit der Bitte, uns zu verschonen von dem schrecklichen Fluch, den sie verbreitet haben.«

Mahay arbeitete an seinen Fesseln. Björn sah, wie der Mann aus Bhutan seine Muskeln spannte und wieder lockerte, um die Fesseln zu dehnen.

Sie waren hier alle vier gefährdet. Amag und seine Anhänger waren offenbar entschlossen, reinen Tisch zu machen. Und das in ihrem Sinn, Björn entdeckte, daß drei Indios mit modernen Gewehren bewaffnet waren. Offenbar stammten sie aus der Beute, die Owen im Busch hinterlassen hatte.

Daß die Männer damit umgehen konnten, hatten sie bewiesen. Es war ihnen gelungen, Chitra in die Flucht zu schlagen. Das Tier lag irgendwo an unbekannter Stelle im Busch und verendete. Der Gedanke daran spornte Mahay noch intensiver an, an seinen Fesseln zu zerren und zu reißen.

»Bemüh dich nicht, spar deine Kräfte für später auf«, sagte Björn leise. »Ich glaub', ich kann da etwas für dich tun.«

»Na, dann tu mal was!«

»Die Sache mit dem Jungen gefällt mir nicht«, sagte Björn leise und sah sehr nachdenklich aus. »Warum nehmen sie ihn den Teufelsjungen, Professor Thury? Können Sie irgend etwas dazu sagen?«

»Nein, leider nicht. Ich mache mir auch Gedanken darüber. Fest steht, daß er eine besondere Rolle in ihrem Denken spielt.«

»Dieser Amag gefällt mir nicht«, murmelte Hellmark. »Bei Owen bewarb er sich als Träger und läßt ihn dann kurz vorm Ziel im Stich. In Peto kommt ein Indio auf uns zu, der uns warnen will. Er weiß etwas, vielleicht ahnt er auch nur etwas. Er riskiert sein Leben – und verliert es. Innerhalb weniger Sekunden verlöscht sein Körper, und zurück bleibt nur ein geheimnisvolles goldenes Messer, das einen beachtlichen Wert besitzt und eigentlich nicht in die Hand eines Mannes wie Amag gehört. Die Menschen in Peto sind arm. Besäße einer ein Messer aus purem Gold, er würde es zu Geld machen. Woher hat Amag dieses Messer?«

Björn schwieg.

Mahay strahlte, als er merkte, daß jemand mit sicherer Hand an seinen Fingern nestelte.

»Na endlich«, atmete er erleichtert auf, als die Fesseln von seinen Armgelenken rutschten und er sich freier bewegen konnte.

Macabros kniete hinter ihm.

Es war Hellmark gelungen, seinen Doppelkörper voll zu aktivieren und unbemerkt hinter Mahays breitem Rücken entstehen zu lassen.

Mahay dehnte und reckte sich.

»Nicht so auffällig«, zischte Hellmark. »Warte, bis die anderen auch dran waren und dann unternehmen wir gemeinsam etwas. Ich sage Bescheid, wann es so weit ist.«

Björn wollte noch etwas hinzufügen, aber dazu kam er nicht mehr.

In dem Augenblick, als der Junge auf dem Opferstein sich zu regen begann, ereignete sich etwas Merkwürdiges.

Hellmark konnte seinen Doppelkörper nicht mehr länger aufrecht erhalten!

*

Da war es also wieder! Genau das gleiche Gefühl, die gleiche Erfahrung.

Es war so, als ob ein starkes Kraftfeld sich ihm entgegenstelle.

Und jetzt begriff er es.

Ungeheuere parapsychologische Kräfte wurden hier frei. Jemand oder etwas befand sich in der Nähe, das mit seinem Wesen oder seiner Stärke die ganze Umgebung ausfüllte.

Aber das merkte nur Björn Hellmark! Mahay reagierte nicht. Thury lag halb auf dem Boden, die Mundwinkel herabgezogen. Alan Forster blickte eher amüsiert als wäre das Ganze ein Spiel und ginge ihn nicht viel an.

Hellmark selbst aber war ein parapsychologisches Talent. Er spürte

die Nähe und die Macht des anderen mit vollem Bewußtsein.

Deshalb also hatte es nie geklappt, als er versuchte, sich hierher zu verdoppeln und dem Aztekentempel einen Besuch abzustatten.

Die Nähe dieses Feldes hatte ihn stets daran gehindert.

Der Junge, den man den Teufelsjungen nannte – hatte er etwas damit zu tun?

Aufregung gab es drüben am Stein.

Mahay streifte die letzten Fesseln ab. In der Dunkelheit merkte das kein Mensch.

»Schnell, los«, zischte Björn und streckte dem bronzefarbenen Freund die gefesselten Hände entgegen. »Keine langen Fragen«, fügte er hinzu, als Mahay sich irritiert umsah und feststellte, daß Macabros nicht mehr hinter ihm kniete.

Der Inder schaltete sofort, ohne die Situation wirklich zu begreifen. Mit einem harten Ruck riß er den Knoten auseinander.

»Nimm dir Thury und Forster vor. Das Kommando von vorhin gilt noch immer.« Björn spannte seine Muskeln.

Der Sprecher drüben am Opferstein hatte offenbar nicht damit gerechnet, daß sein Gefangener auf dem Stein so schnell wach würde.

Amag warf sich herum. Die Dinge entwickelten sich in einem für alle Beteiligten unüberschaubaren Tempo.

Amag kam es darauf an, den Teufelsjungen nicht richtig zur Besinnung kommen zu lassen. Wie durch Zauberei hielt der Führer der Indios plötzlich ein schweres, langes Messer in der Hand, das sich in nichts von dem unterschied, das Hellmark aus der Schulter jenes Mannes gezogen hatte, der ihn zu warnen versuchte.

»Ihr bleibt noch hier«, stieß Björn hervor, und im gleichen Augenblick sprang er wie von unsichtbaren Fäden gezogen vom Boden empor. Mit zwei, drei ausholenden Sätzen war Hellmark drüben zwischen den Eingeborenen. Wie ein Blitz fuhr er zwischen die dunklen Leiber und warf sich auf Amag, den Mann, der sich mit aller Kraft auf den Gefesselten stürzen wollte, um ihm den Dolch ins Herz zu stoßen.

Hellmark packte das Armgelenk und riß es empor.

Der Indio erstarrte, als die Spitze der Waffe plötzlich auf sein eigenes Herz wies und der Waffenarm sich tiefer seiner Brust entgegensenkte. Hellmarks Muskeln zitterten.

Amags Körper spannte sich.

»Keine falsche Bewegung«, stieß Björn hervor. Mit einer Hand hielt er Amag fest, mit der anderen schob er die Messerspitze näher an den Körper des Indios. »Geben Sie einem Ihrer Freunde den Befehl, den Jungen freizumachen!«

»Das geht nicht.« Amag japste nach Luft.

»Weshalb nicht?«

Hellmarks Augen befanden sich in stetiger Bewegung. Jetzt durfte er keinen Fehler begehen. Die Indios aus Apac waren in der Überzahl. Sie starrten ihn an. Gewehrhähne knackten. Diese Männer waren bereit, ihren Anführer herauszuschlagen, gleich um welchen Preis auch immer.

Doch Amag war gefährdet. So einfach ging das nicht.

Und darauf baute Hellmark seinen Plan.

Solange er Amag in Schutzhaft hielt, konnten die anderen nichts unternehmen.

»Geben Sie den Befehl!« Die Messerspitze kam in die Höhe. Amag war kein Schwächling, aber es war erstaunlich, über welche Körperkräfte der Mann verfügte, der ihn überrascht hatte. Das goldene Messer saß genau auf der Kehle des Indios.

»Nicht! Hören Sie auf – ritzen Sie meine Haut nicht!« Schweiß perlte von seiner Stirn, und er hatte eine panische Angst.

Er zitterte. »Bindet den Jungen los!« kam es krächzend über seine Lippen.

Sie zögerten.

»Macht schon!«

Amag war es ernst. Wie ein eisiger, spitzer Finger lag die Spitze der Waffe an seiner Kehle.

Zwei Männer spritzten vor. Im Handumdrehen lösten sie die Fesseln und die Augenbinde.

Dunkle, angsterfüllte Augen blickten Hellmark an.

Der Junge, den Amag als Sohn des Teufels bezeichnet hatte, blieb noch eine Sekunde lang auf dem Stein hocken.

Dann sprang er herunter.

»Komm zu mir«, sagte Hellmark freundlich.

Der dunkelhaarige Knabe gehorchte.

Wie eine Welle spürte Björn die Sympathie und die Kraft, die von diesem jungen Menschen ausging.

Was für ein Mensch war das?

Der Junge lächelte kaum merklich. Er sah nett und freundlich aus, und sein ruhiges, ausgeglichenes Gesicht hätte einem Maler Modell sein können für die typische Darstellung eines Angehörigen dieser Rasse.

Hellmark gab dem im Hintergrund wartenden Inder das Zeichen. Wie eine Raubkatze löste der Mann aus Bhatan sich aus dem Schatten, und auch Thury und Forster erhoben sich.

»Laßt euch die Waffen geben. Solange die Ballerbüchsen in den Händen dieser Männer sind, dürfte es schwierig sein, sich in Gemütsruhe zu unterhalten. Und ich glaube doch, daß wir da alle interessiert sind. So viele offene Fragen gibt es zu besprechen.« Björn sprach weiterhin spanisch. Das verstanden die meisten hier. Es hatte

die größte Ähnlichkeit mit mexikanisch.

»Wer bist du?« fragte er den Sechzehnjährigen.

»Pepe.« Seine Stimme klang jungenhaft und paßte zu ihm. Er sprach sehr leise, als müsse er sich ständig auf irgend etwas konzentrieren oder vor irgend etwas auf der Hut sein.

»Du brauchst keine Angst mehr zu haben, Pepe. Es ist alles vorbei.«

»Sie – wollten – mich töten. Sie sind schon immer hinter mir her. Nie lassen sie mich in Frieden.«

»Sie begehen einen Fehler«, preßte Amag hervor. Seine Augen quollen fast aus den Höhlen. Er sah, daß der Inder in aller Ruhe die Gewehre einsammelte.

Keiner wagte etwas zu unternehmen. Sie hatten alle Angst. Amag war eine wichtige Persönlichkeit. Mit sicherem Gespür hatte Hellmark dies erkannt.

»Sie hätten uns gewähren lassen sollen«, fuhr der Indio fort und schluckte heftig, weil Björn seinen Griff nicht locker ließ. »Er ist gefährlich. Für uns alle. Er ist – kein Mensch.«

»Er sieht aber nicht so aus.«

»Das täuscht. Er hat den Weißen getötet – Delware.«

»Das ist nicht wahr!« Pepe deutete auf Amag. »Er war es, er hat es getan. Ich habe es gesehen. Die Sache mit dem Gewehr hat vielleicht dazu beigetragen. Aber das wollte ich nicht. Der andere, der weiße Mann hielt mich für einen Feind. Er wollte schießen. Da habe ich ihm das Gewehr verbogen.«

Hellmark zuckte zusammen. »Wie hast du ihm das Gewehr verbogen?«

Ganz plötzlich stellte sich ein Verdachtein.

»Mit – meinen Gedanken. Ich habe es mir einfach vorgestellt«, antwortete Pepe, als handelte es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt.

Pepe war es, der über parapsychologische Kräfte verfügte wie Uri Geller. Er konnte sie steuern, aber er war ein junger Mensch, der sich noch in der Entwicklung befand, und es schien Björn, als wisse Pepe seine Fähigkeiten noch gar nicht richtig einzuschätzen.

Das unsichtbare parapsychologische Kraftfeld, das seinen Doppelkörper jedesmal in der Entwicklung gestört hatte, war sicher nicht absichtlich aufgerichtet worden. Pepe versprühte seine unsichtbaren Kräfte, ohne daß ihm dies bewußt wurde.

»Du mußt mir viel von dir erzählen, Pepe«, sagte Hellmark und lotste den Indio-Anführer auf den Stein zu.

Mahay machte die Runde. Feindselige Blicke begegneten ihm. Daran störte er sich nicht. Er sammelte die Gewehre, sämtliche Dolche ein. Nicht ein einziger sah so aus wie der, den Amag benutzt hatte. Nur er besaß die aus Gold.

Woher hatte er sie?

Wieder eine neue Frage, die sich Björn aufdrängte.

Pepe packte aus. Es war eine traurige Geschichte, die er zu berichten hatte.

»Schon als kleiner Junge mochte mich niemand. Ich war ein Außenseiter. Erst sagten sie immer Geist zu mir, dann nannten sie mich Teufelssohn. Tiere liefen mir davon, Hunde und Katzen, Ziegen und Schweine, sobald ich nur in deren Nähe kam. Was ich in die Hand nahm, zerbrach, ohne daß ich Gewalt angewendet hätte. Mein Vater starb sehr früh. Meine Mutter hatte die Hölle in Apac. Sie war eine Ausgestoßene. Als ich dreizehn Jahre alt war, starb sie. Vor Kummer und Angst. Ich floh in der gleichen Nacht aus dem Dorf, in dem man uns nicht wollte.« Er unterbrach sich mehr als einmal, und nur stockend brachte er die Geschichte zusammen, die Björn ein Bild davon gab, was ein so junger Mensch schon erdulden mußte, der anders war als die anderen.

Er hatte Geschirr und Töpfe zerbrochen, ohne es zu wollen. In seiner Nähe waren Kerzen und Fackeln ausgegangen, ohne daß der Wind sie ausgeblasen oder jemand Hand angelegt hätte.

Dieser Junge stand nicht mit dem Teufel im Bund. Seine primitive Umwelt verkannte ihn.

»Wohin bist du geflohen? Wo hast du dich die ganze Zeit über aufgehalten?« wollte Björn wissen. Das Schicksal dieses elternlosen Jungen interessierte ihn.

Was Pepe zu berichten hatte, hörte sich an wie ein Kapitel aus einem Roman.

Danach war der Junge in den Dschungel gelaufen. Bis zu dieser Stunde hatte er das Dorf, in dem er geboren wurde, nicht wieder aufgesucht.

Aber dieser junge Mensch hatte Bildung. Konnte es sein, daß sein parapsychologisches Talent allein dafür ausschlaggebend war, daß er sich mit Informationen hatte versorgen können, an die ein anderer gar nicht herangekommen wäre?

Nicht allein das war es!

»Ich weiß heute nicht mehr, wie viele Tage oder Wochen ich durch den Dschungel irrte. Verhungern konnte ich nicht. Ich kannte mich aus mit eßbaren Früchten und Pflanzen, hin und wieder erlegte ich auch einen Vogel.«

Das hörte sich merkwürdig an, wie er es sagte. Er hatte doch keine Waffe.

»Ich brauchte nur ganz intensiv dem Beutestück, das ich haben wollte, nachzuschauen – und es fiel herunter.«

»Das ist das Werk des Teufels«, murmelte Amag und unterbrach mit heiserer Stimme die Ausführungen des Jungen.

»Dann stieß ich auf das Wrack«, erklärte Pepe, Amag mit einem scheuen Blick streifend. »Bis dahin hatte ich mehrmals bemerkt, daß auf verschlungenen Pfaden Männer aus Apac durch den Dschungel streiften, um mich ausfindig zu machen. Aber sie wußten nichts von dem Wrack, das ich gefunden hatte.«

»Was für ein Wrack, Pepe?«

»Das Wrack eines Flugzeuges. Es lag ganz unter Lianen und Gewächsen verborgen. Es mußte schon sehr alt sein. Ich fand dort Unterschlupf und viele seltsame Sachen, die ich zuvor nie gesehen habe. Taschenlampen, die noch funktionierten, einen intakten Kassettenrekorder und Bänder. Mit Musik und mit Sprache. Viele Bilder und Bücher. Am meisten geholfen hat mir der Kassettenrekorder. Einer der abgestürzten Passagiere hatte einen Sprachkurs dabei gehabt. Er hatte spanisch lernen wollen. Ich konnte spanisch, aber durch den Kurs lernte ich meine Sprache noch besser, wenn ich auch wenig von der anderen mitbekam, die englisch genannt wird.«

Dieser Pepe war ein aufgeweckter, frischer Kerl, an dem man seine Freude haben konnte. Je länger er erzählte, desto mehr taute er auf, berichtete weniger stockend und wurde klarer in seinen Ausführungen.

Pepe hatte sie alle beobachtet. Er konnte James Owen beschreiben und dessen Begleiter, der in dem geheimnisvollen Tempel zurückgeblieben war. Owens Rückkehr durch den Dschungel war ihm ebensowenig entgangen wie die erneute Ankunft dieses Mannes.

»Er sieht ihm ähnlich«, berichtete Pepe. »Aber es ist ein anderer. Der, den ich damals gesehen habe, kann es nicht sein. Wenn einer lebend aus dem Tempel zurückkommt, dann trägt er die Saat des Todes in sich.«

Hellmarks Augenschlitze wurden enger. Was Pepe da sagte, hatte Hand und Fuß.

»Willst du damit sagen, daß es ausgeschlossen ist, den Tempel zu betreten, davonzukommen und es dann noch mal zu versuchen?«

»Ja.«

Björns Blick fiel auf Amag und dann auf den schweren goldenen Dolch, den er in seiner Hand hielt.

»Dieses Gold ist aus dem Tempel des Azteken-Königs Ucuampochtli, nicht wahr?« fragte er leise.

Die Frage galt dem Eingeborenen-Führer.

Aber Amag antwortete nicht. Statt dessen sprach Pepe.

»Ihm kann nichts geschehen«, sagte er rauh, und um seine Lippen zuckte es. »Ich weiß, warum er mich töten wollte. Nicht nur aus dem Grund, den er nannte. Er weiß, daß ich ihn durchschaut habe. Amag ist einer von ihnen – einer von den Blutpriestern!«

*

Eine Bombe, in ihrer unmittelbaren Nähe explodiert, hätte keine größere Wirkung haben können.

»Ich habe ihn gesehen in der goldenen Kleidung und dem Opfermesser, mit dem er dem Fremden das Herz aus der Brust schnitt.« Die Anklage Pepes wog schwer.

Amag – kein Mensch, ein Geist aus der Vergangenheit? Ein Schattenwesen?

Dann verstand Hellmark eines nicht: Wieso konnte dieser Amag es in seiner Nähe aushalten, da er doch die Dämonenmaske stets bei sich trug. Wenn dieser Amag…

Weiter kam Hellmark mit seinen Überlegungen nicht.

Zwei Dinge traten ein.

Mahay hatte vorhin nicht aufgepaßt. Einer der Indios aus der zweiten Reihe war lautlos wie eine Katze im Gehölz untergetaucht.

Doch er kam nicht weit. Der Versuch, vielleicht aus dem Dschungeldorf Apac Hilfe zu holen, mißlang. Ein wilder Schrei gellte durch das Dschungeldickicht, übertönte das unruhige, monotone Geräusch der Nachtvögel und anderer Tiere, das Raunen und Wispern.

Hellmark war den Kopf herum. Nur für den Bruchteil einer Sekunde.

Was war passiert?

Eine Gestalt brach schreiend hervor. Ein länglicher Schatten schnellte von einem Baum auf den Indio herab.

Eine Raubkatze? Chitra, die Tigerin!

Vom Schrei bis zu Hellmars Feststellung vergingen keine drei Sekunden.

Die reichten aber Amag aus.

Er riß beide Beine an, stieß sie zurück und traf Hellmark voll in den Leib.

Amag sprang sofort nach vorn, stieß Pepe den Ellbogen ins Gesicht, jagte mit einem großen Satz über den Stein und rannte Richtung Dschungel, noch ehe die anderen begriffen, was sich da eigentlich abspielte.

Björn schaltete am schnellsten. Während Pepe noch taumelte, spurtete er schon los.

Durch das Vorbild ihres Anführers faßten die anderen Indios den Mut, ebenfalls ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Der, dem es gelungen war, sich vorhin in der Dunkelheit heimlich abzusetzen, schrie nicht mehr. Chitra hatte ihn zu Boden gerissen. Fauchend hockte sie auf ihm, und die Augen des Raubtiers glühten. Sie biß nicht zu. Sie schien abzuwarten, was sich hier entwickelte, wie

Rani Mahay reagierte, was er von ihr wollte.

Mahay bewegte sich zunächst gar nicht vom Fleck.

Mit einem der erbeuteten Gewehre hielt er eine Gruppe Indios in Schach. Andere, die glaubten, es riskieren zu können, tauchten im Dschungel unter.

Ihnen setzte niemand nach. Sie waren nicht wichtig. Eine außergewöhnliche Rolle spielte lediglich dieser Mann namens Amag. Er war eine Schlüsselfigur. Er durfte nicht entkommen! Das ganze Katz- und Mausspiel fing sonst von vorn an.

Hellmark, noch immer den goldenen Dolch in der Hand, setzte hinter Amag her.

Pepe lag über dem uralten, moosüberwachsenen Opferstein, den wahrscheinlich noch kein Weißer gesehen hatte und der Thury die ganze Zeit schon brennend interessierte. Doch er hatte noch keine Gelegenheit gefunden, ihn sich aus der Nähe anzusehen.

Der junge Indio schüttelte die Benommenheit ab, starrte in die Dunkelheit und sah Amag unter den tiefhängenden Zweigen eines Baumes durchschlüpfen.

Ein kurzer Ausdruck von höchster Konzentration war auf Pepes Gesicht zu entdecken.

Er setzte seine parapsychologischen Kräfte ein, die Björn Hellmark die ganze Zeit über in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt hatten. Doch diesmal kamen sie ihm zu Hilfe.

Einer der schwersten Äste krachte herab. Es knirschte und barst, als wolle der ganze Baum zusammenbrechen.

Amag schlug die Hände vors Gesicht. Der massige Zweig traf ihn wie ein Peitschenhieb und bremste seinen Lauf.

Sofort stand Björn hinter ihm.

Amag schlug mit der gestreckten Hand nach hinten, um Hellmark abzuwehren, ehe der seiner Meinung nach aktiv werden konnte.

Ein spitzer, entsetzter Schrei kam aus seiner Kehle.

Er hatte nicht aufgepaßt – und ritzte seinen Handrücken an dem verfluchten goldenen Messer.

*

»Aaaaaaaghhh!«

Der Schrei war so fürchterlich, daß es selbst Hellmark eiskalt über den Rücken lief.

Amag prallte zurück.

Die Spannung wich von ihm, als würde man die Luft aus seinem Körper lassen.

»Aus!« gurgelte er ermattend. »Alles umsonst!«

»Alles? Was ist alles, Amag?«

Der Angesprochene schüttelte nur den Kopf, als könne er Hellmarks Frage gar nicht hören. Die Arme fielen schlaff an seiner Seite herab.

»Ich war bereit, das Erbe anzutreten. Ich hatte meinen Körper dafür geweiht, und Ucuampochtlis Geist konnte die Hallen der Verdammnis verlassen, er hatte in mir einen neuen Wirtskörper gefunden.

Auch Geister finden Mittel und Wege, auszubrechen aus den ewigen Gefängnissen, die man ihnen geschaffen hat. Zum Lohn dafür durfte ich an das Gold, ohne daß es mir Schaden zufügen konnte. Ich holte die Messer der Priester, mit denen Ucuampochtli ermordet worden war. Mit diesen Messern konnte ich selbst den Tod verbreiten und meine Macht unter Beweis stellen. Aber ich durfte mich nicht selbst verletzen! Damit war auch mein Schicksal besiegelt. Die Knochensaat verschont keinen.« Er taumelte, als würde ihm plötzlich schwindelig und lehnte schwer atmend gegen den wuchtigen Baum. »Auch euch wird sie nicht verschonen. Ihr werdet alle sterben, alle…! Niemand ist ungestraft in den Tempel eingedrungen. Was Ucuampochtli nicht erfüllte, das erfüllen die Priester, deren Seelen unruhig und für alle Zeiten die finsteren Gemäuer erfüllen…«

Er schluckte. Sein Gesicht war seltsam durchscheinend geworden. Wie ein Schemen stieg etwas aus ihm heraus.

Seine Gesichtszüge veränderten sich und nahmen einen fremden Ausdruck an: größere Augen, breitere Backenknochen. Sein Leib war eingehüllt in einen goldenen Schimmer, als würden unsichtbare Hände ein schweres goldenes Gewand um seine Schultern legen.

Für Bruchteile von Sekunden waberte eine halb durchsichtige Nebelgestalt auf dem Ursprungskörper, und Hellmark wußte, daß er den Geist Ucuampochtlis, des Gott-Königs, vor sich hatte.

Ein Geist hatte versucht, die gespenstischen Fesseln zu sprengen, in die er durch übermächtigen Fluch gebannt worden war.

Es war mißlungen. Der Gegenfluch der Knochensaat wurde wirksam. Der Wirtskörper hatte sich durch eines der goldenen Messer verletzt, durch den die furchtbare Krankheit sofort und umfassend und nicht erst schleichend ausgelöst wurde.

Wie ein Nebelgebilde löste Ucuampochtli sich auf.

Er verließ Amag. Und das war auch Amags Ende.

Seine schmalen Lippen bewegten sich noch mal, und kaum hörbar war seine Stimme, als er sagte: »Es genügt schon, wenn ihr die Luft atmet…«, er lachte gehässig, »… die Luft… im Tempel… der Keim wird in euch wirken… geht nur hinaus in die Welt und verbreitet die Kunde von dem legendären Schatz, der niemand Glück bringt! Nicht denen, die ihn einst besaßen, noch denen, die ihn besitzen wollen…«

Da fiel er zusammen. Knochen klapperten. Er war von einem

Atemzug zum anderen zum Skelett geworden, und das Skelett löste sich ebenfalls auf. Amag war in jenes rätselhafte Geisterreich eingegangen, in das zahllose andere schon eingekehrt waren, in dem James Owen und Diana Owen sich aufhielten und in das auch die ganze Familie Aigens aus Southampton geführt werden würde. Und wie es um Phil Anderson und ihn, Hellmark, stand, das würde erst die nahe Zukunft zeigen…

*

Björn atmete tief durch.

Er vernahm eine leise Bewegung neben sich.

Pepe.

»Das tut mir leid«, sagte der Junge, »das wollte ich nicht.«

Hellmark trat den Ast zur Seite, den Pepe mit seinen parapsychologischen Kräften abgerissen hatte. »Du hast es richtig gemacht, Pepe. Du hast ihn aufgehalten. Danke! Du hattest ihn in der goldenen Kleidung gesehen. Aber es war kein Blutpriester, sondern Ucuampochtli, der ausbrechen wollte – und doch in seinen gräßlichen Taten gefangen blieb. Es ist sicher gut, daß alles so gekommen ist. Amag war nicht mehr Amag. Wer weiß, wie es weiter gekommen wäre, hätte er abermals entfliehen und andere in die Irre und damit in den Tod führen können. Eines ist beantwortet – viele Fragen aber sind noch offen.« Er betrachtete sinnend das goldene Opfermesser der Aztekenpriester, mit dem vor langer Zeit Ucuampochtlis Leben ein Ende gesetzt worden war. »Es wird gut sein, es dorthin zurückzubringen, von wo es gekommen ist. Dies und das andere. Der Tempel selbst ist ein finsterer Ort, wo das Böse lauter ist und alles, was von dort kommt, trägt den Hauch des Todes.«

Pepe schluckte. »Sie wollen in den Tempel, Señor?« fragte er schockiert.

»Ja, ich muß, und diesmal wirst du mich nicht daran hindern, Pepe.«

»Ich werde alles daransetzen, Señor. Aber bisher habe ich Sie doch noch gar nicht daran gehindert.«

»Du hast, Pepe. Du weißt es bloß nicht mehr. Ich habe drei-, viermal angesetzt, und nicht ein einziges Mal habe ich's geschafft.«

»Aber Señor…«, Pepe wußte nicht, was er sagen sollte.

»Du hast mich immer zurückgehalten. – Bei uns gibt es ein Sprichwort, das sagt, es gibt Leute, die vor lauter Kraft nicht laufen können. Damit meint man richtige Muskelprotze. Wenn die sich einem in den Weg stellen, dann kommt man nicht weiter. Man prallt zurück.«

»Aber solche Muskeln habe ich doch nicht.«

Björn lachte und wollte schon in freundschaftlicher Geste seine

Rechte auf die Schultern des Jungen legen, als er zurückprallte. Er durfte Pepe nicht berühren. Die Knochensaat! Noch zeigte sich nichts – aber er wollte nichts riskieren.

»Nein, solche Muskeln nicht. Deine sieht man nicht, Pepe. Du bist klein, aber in Wirklichkeit bist du stark wie ein Riese.«

*

Er wandte sich um und erklärte ihm, daß all die Dinge, die ihm selbst aufgefallen seien, von großer Bedeutung für ihn wären.

Die verbogenen Gewehrläufe, die wie verdrückt aussehenden Dolche der Leute aus Apac – dies alles war passiert, ohne daß er Hand angelegt hatte. Vieles hatte er gewollt, vieles davor nicht.

»Du mußt lernen, mit deinen Kräften und Fähigkeiten umzugehen, sie zu steuern«, erklärte er ihm. »Das braucht eine gewisse Zeit, aber es wird dir gelingen. Hast du schon gesehen, wie man einem Baby das Greifen beibringt? Man hält ihm einen Gegenstand hin. Anfangs wird es mehrmals danebengreifen, ehe es ihn erfassen kann. Es wird sogar Ziemlich kraftvoll daran vorbeischießen – aber dann, eines Tages, greift es kontrolliert und sicher. So ist es auch mit dir. Du bist noch zu spontan. Du mußt noch lernen, du schießt über das Ziel hinaus, ohne daß du es eigentlich willst. Auch eine Katze berechnet ihren Sprung, bevor sie wirklich springt.«

Das Stichwort Katze veranlaßte ihn, den Blick Rani Mahay zuzuwenden, der überglücklich darüber war, daß Chitra noch lebte.

Die Tigerkatze war am Hals leicht verletzt und hatte am linken Hinterbein einen Streifschuß davongetragen. Das Tier mußte sich die ganze Zeit lautlos in der Nähe der Menschen aufgehalten haben.

»Und sie hat uns beobachtet«, sagte der Mann aus Bhutan überglücklich, während er das prächtige Tier tätschelte. Chitra ließ es sich gefallen. »Als einer zu entkommen versuchte, hat sie ihn zurückgetrieben – aber nicht getötet.«

Sie ließen die restlichen Indios aus Apac laufen. Wie von Furien gehetzt, tauchten sie im dichten Dschungel unter. Sie alle waren Zeuge geworden, was passiert war. Amag war der rätselhaften Knochensaat zum Opfer gefallen.

»Dann wäre ja alles zur Zufriedenheit aller gelöst«, meinte Rani und blickte sich in der Runde um.

»Nicht ganz«, warf Björn ein. »Du hast deine Schmusekatze wieder, wir haben die Fessel abstreifen können, und Professor Thury und Alan Forster haben Gelegenheit, den alten Opferstein unter die Lupe zu nehmen. Wir kehren an unseren ursprünglich vorgesehenen Lagerplatz zurück, und ich sehe mich – heute nacht noch – im Tempel der Aztekenpriester um.«

»Aber…«

»Es gibt kein Aber, Rani. Es kommt in diesem Moment nur auf unseren Freund hier an«, und damit deutete er auf Pepe. »Wenn er seine überschüssigen Kräfte ein bißchen zähmt, schaffe ich es.«

*

Er schaffte es.

Es war gar nicht so schwer, die unsichtbaren parapsychologischen Kraftströme zu steuern, wenn man erst mal wußte, wie man es anstellte.

Auf Anhieb konnte Björn Hellmark seinen Doppelkörper entwickeln, und Macabros erstand inmitten der finsteren, gespenstischen Welt des Tempels, der noch knapp vier Meilen von ihrem Lager entfernt war.

*

Die Fackel brannte noch, und das blakende Licht beleuchtete eine unwirkliche Szenerie.

Schwere Säulen mit geheimnisvollen Darstellungen bestimmten das Bild. Dieser Säulenraum war angefüllt mit einem immens großen Goldberg, dessen Wert er außerstande war zu schätzen.

Macabros nahm die Fackel auf, ebenso das Gewehr. Beides gehörte dem Mann, der an diesem Abend hier eingedrungen und vom Goldrausch gepackt worden war.

Auf dem Opfertisch lag eine Leiche. Das Gesicht des Toten war verzerrt. Er war nicht mehr genau zu erkennen, denn die Knochensaat ging auch an diesem Körper auf. Dieser Mann war auf zweifache Weise gestorben. Zuerst hatte man ihm das Herz herausgeschnitten, nach alter Sitte, wie es bei den Priestern der Mayas und Azteken üblich gewesen war. Zweitens zeigten sich bereits an Gesicht und Händen die ersten blanken Knochen. Bald würde auch von diesem Körper nichts mehr übrig sein.

Macabros nahm dem Toten die Papiere aus dem Jackett.

Ein Name stand im Ausweis, den er nicht erwartet hatte, der aber alles wieder logisch werden ließ: Jeremy Owen. Er war den Spuren seines Bruders gefolgt, war sehr geschickt und aufmerksam zu Werke gegangen, und hatte doch sein Ziel nicht erreicht.

Und während er noch die Habseligkeiten an sich nahm, hörte er das aufgeregte Wispern und Raunen und merkte, wie die an sich schon gespenstische Atmosphäre sich noch weiter auflud.

Macabros wandte den Kopf.

Sie kamen!

Dunkle Gestalten, die in goldene Gewänder gekleidet waren. Der Reigen der dämonischen Geister begann.

Er befand sich im Zentrum des Unheils.

Und sie wichen nicht vor ihm zurück.

Macabros griff langsam in seine Tasche.

Er war erfahren in der Begegnung mit Geschöpfen der Finsternis. Er wußte, daß es wie unter den Völkern auf dieser Seite der Welt starke und schwache Wesenheiten gab. Nie wußte er vorher, mit welcher Jenseitsmacht er es zu tun hatte. Die Dämonenmaske, im Kampf gegen die höllischen Krieger Molochos', des Dämonenfürsten, erfolgreich eingesetzt, konnte hier vielleicht von geringerer Bedeutung sein.

Sieben Aztekenpriester umringten ihn im Halbkreis vor dem Berg aus Gold. Aus dem Hintergrund tauchte eine achte gespenstische Gestalt auf.

Ucuampochtli, der Gott-König, dem man den Beinamen der »Goldene Gott« gegeben hatte.

Macabros kannte keine Furcht. Er wußte, selbst wenn die Dämonenmaske versagte, drohte ihm keine direkte Gefahr.

Gefahr bestand für ihn nur in der Gestalt seines Originalkörpers, Gefahr bestand für die anderen, die morgen hierherkommen würden, um in den Tempel einzudringen. Aber davon mußte er sie zurückhalten. Er mußte erfolgreich sein, um dann überzeugend zu wirken.

Er setzte blitzschnell die Maske auf, und das Jammern und Wehklagen begann.

Die Luft im Innern des Tempelkellen flimmerte. Graue Schemen lösten sich aus den goldschimmernden Leibern, die sich drehten und wanden, als würden sie unter entsetzlichen Schmerzen leiden.

Dämpfe verbreiteten sich. Sie rochen streng, und die Lufttemperatur in der sagenhaften Goldkammer stieg an.

Entsetzliche Schreie tönten auf. Es wimmerte und winselte, als hätte die Hölle ihre geheimen Folterkammern geöffnet.

Die Dämonenmaske war schrecklich.

Kein Mensch wußte, wie sie wirklich aussah. Auch Björn nicht.

Er hielt sich in dieser Zeit abseits des Lagers auf, um die Begleiter und vor allem Pepe nicht zu erschrecken, der so großes Zutrauen zu ihm gefunden hatte.

Mit der Dämonenmaske auf dem Haupt sah Björn aus wie der leibhaftige Tod. Der blanke Totenschädel auf seinen Schultern wirkte abstoßend und erschreckend, er erinnerte den Betrachter mit allen Fasern daran, wie die Vergänglichkeit aussah.

Doch dies war nur das, was menschliche Augen erblickten.

Die Wesen der Finsternis sahen etwas anderes darin. Kein Mensch

wußte, wie die Dämonenmaske von den Jenseitsgeschöpfen empfunden und gesehen wurde. Nicht mal Björn war dies bekannt. Nur eines wußte er: Der Anblick war so schrecklich, daß ein Mensch ihn nicht hätte ertragen können und tot umgefallen wäre.

Die Verbindung zum Tod aber war immer vorhanden.

Mit der Maske brachte er die Vernichtung und die Auflösung in das Reich der Geister, die den Eingang in diese Welt gefunden hatten.

War es nicht Vernichtung, so war es zumindest Verbannung in die jenseitige Welt zurück.

Macabros warf die beiden goldenen Messer auf den tonnenschweren Berg zurück, von wo Amag sie wahrscheinlich einst genommen hatte. Nichts von diesen verfluchten Gegenständen sollte in der Welt der Menschen noch mal Bedeutung gewinnen und die schreckliche Krankheit verbreiten, die James Owen als erster mitgebracht hatte.

Björn Hellmark und Macabros wollten dieser Wahrscheinlichkeit endgültig einen Riegel vorschieben.

*

Am Mittag des nächsten Tages kam die Gruppe dort an, wo ehemals die Aztekenstadt Cholpec existiert hatte.

Björn hatte bis zu dieser Stunde kein Wort über sein nächtliches Abenteuer als Macabros erwähnt.

Der Professor und Alan Forster waren aus dem Häuschen, als sie den Eingang im Hügel entdeckten.

Doch Björn stellte sich vor den Eingang.

»Tun Sie's nicht, Professor, Mister Forster«, sagte er zu ihnen. »Diese Expedition endet anders, als wir alle gedacht haben. Sie endet hier – vor dem Eingang in den Tempel.«

Thury schluckte. »Aber Sie können doch nicht…«

»Doch, ich kann, Professor«, sagte Hellmark freundlich. »Ich habe Sie beide tausend Meilen mitgeschleppt. Es gibt Cholpec. Sie stehen auf historischem Boden. Sie sehen den Eingang in den Tempel. Dort unten liegt er wirklich, der legendäre Schatz des 'Goldenen Königs'. Lassen Sie's mit diesem Hinweis genug sein! Forschen Sie hier, hier oben! Vermessen Sie, Mister Forster, machen Sie Aufnahmen, aber vergessen Sie, Außenstehenden jemals mitzuteilen, wo Sie diesen Hügel und diesen Fleck gesehen haben! Außer uns sollte nach Möglichkeit nie wieder jemand hierherkommen. Jetzt weiß ich mehr als gestern zur gleichen Zeit.«

»Woher wollen Sie alles wissen?« fragte Thury. »Waren Sie denn unten gewesen?«

»Ja«, lautete erstaunlicherweise für Thury und Forster die knappe,

lakonische Antwort.

Thury und Forster blickten sich an. »Aber Sie waren die ganze Zeit bei uns und… aber selbst, wenn Sie heimlich hier gewesen sein sollten, warum verbieten Sie uns, das zu tun, was Sie getan haben?«

»Aus Angst vor den möglichen Folgen.«

»Aber das ist unlogisch, wenn…«

»Es ist nicht unlogisch, Professor. Wenn ich Ihnen beweisen kann, daß ich auf eine Weise dort unten war, wie Sie es nie fertigbringen können – wären Sie dann damit einverstanden, auf einen Besuch des Tempels zu verzichten?«

»Ja, Mister Hellmark.«

Er zeigte es ihnen. Es war eigentlich ganz einfach.

Thury blinzelte und preßte mehrmals die Augen zusammen. Er glaubte, entweder einen Sonnenstich zu haben oder betrunken zu sein.

Vor ihm standen plötzlich zwei Hellmarks!

Aber das gleiche Bild hatte auch Alan Forster…

*

Er erklärte ihnen, was er vorhatte, und sie konnten es nicht fassen.

Er wollte den Eingang verschütten und für alle, die nachkamen, unpassierbar machen, um ein für allemal sicherzustellen, daß die Knochensaat sich nicht doch noch weiterverbreiten konnte.

Aus der verfügbaren Munition wollte Hellmark eine hochexplosive Mischung machen und den Eingang zum Einsturz bringen.

Pepe verhinderte das. »Das macht einen solchen Krach, und es stinkt nach Pulver«, meinte er. »Es geht auch einfacher.«

Er zeigte seine überschüssigen Kräfte, und es war ungeheuerlich, was er auslöste. Das machte auch einen Mordskrach, aber es stank wenigstens nicht nach Schießpulver.

Mit bloßer Willenskraft brachte der Junge wie ein Magier den Eingang zum Einsturz. Uraltes Mauerwerk fiel in sich zusammen. Der Hügel rutschte in sich hinein und bekam eine seltsame Form.

»Es gibt Dinge, die sollte man begraben lassen und nie wieder ans Tageslicht holen«, sagte Hellmark. »Niemandem würde dieser unvorstellbare Schatz da unten auch nur den geringsten Nutzen bringen.«

*

Acht Tage später waren sie wieder in Peto. Hier führte Hellmark endlos lange Gespräche. Mit dem Krankenhaus in Southampton und den Behörden, die für Pepe zuständig waren. Er hatte den Jungen gefragt, ob er mitkommen wolle, und Pepe hatte freudestrahlend

zugesagt.

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge nahm Björn Abschied von Mexiko.

In Southampton würde er keinen der Aigens' mehr antreffen. Sie gab es nicht mehr. Bei Phil Anderson dagegen hatte sich bisher immer noch nichts getan, und auch bei Hellmark war auf wunderbare Weise die Krankheit nicht zum Ausbruch gekommen.

War es gelungen, die Mauer aufzurichten, die er hatte aufrichten wollen!

*

Die Verhandlungen mit den Behörden gingen schneller über die Bühne als erwartet.

Hellmark adoptierte den elternlosen Jungen kurzerhand.

Auf dem Weg nach Mexico City meinte Björn: »Aber du brauchst nicht Papa zu mir zu sagen, ist das klar? Wir beide wollen richtige Freunde sein, ist das klar?«

»Claro, Señor.«

»Das heißt nicht Señor, sondern Björn, claro?«

»Claro, Björn. Das paßt auch viel besser zu dir, Amigo«, strahlte Pepe, und im gleichen Augenblick knisterte es irgendwo im Getriebe, und mit einem glasharten Knall blieb der Landrover stehen.

Björn schloß die Augen. »Auch das noch«, sagte er benommen. »Jetzt hat er vor lauter Freude etwas kaputt gemacht. Der Motor ist im Eimer! Na, das kann ja heiter werden…«

ENDE